

Arend Mihm

Weiblicher und männlicher Sprachhabitus in der frühen Neuzeit

Empirische Distanz und soziosemantische Funktion

<https://doi.org/10.1515/bgsl-2022-0035>

Abstract: The differences between female and male language use were much greater in the early modern period than in the present and had a substantially different character. Thus, numerous recent studies attest to the fact that even educated women at that time used a deeper, i. e. more dialect-like linguistic register than men. Previous research attributed this to an inability or a disadvantage of women in education. In contrast to this problematic assumption, however, there is also the possibility that this gender-specific contrast emerges from a choice of varieties and a conscious divergence in language habitus. To clarify this question, the extensive correspondence of the Nuremberg patrician couple Paumgartner from 1582–1598 was analysed, and it was shown that both the extent and the quality of the language differences were not due to inability, but only to a conscious divergence. The classification of these findings in the overall social framework revealed correspondences in different regions and time periods, but also meta-linguistic confirmations of the divergence thesis. Finally, a cultural-historical explanatory approach is outlined for the emergence and long-term validity of this gender-specific contrast, but also for the conversion to modern conditions, through which the use of substandard features became a privilege of masculinity.

I. Geschlechtsspezifische Varietäten in der Sprachgeschichte

Dass zwischen weiblichem und männlichem Sprachgebrauch erhebliche Differenzen bestehen, hat in der Germanistik wie in der internationalen Linguistik der letzten Jahrzehnte zunehmende Aufmerksamkeit gefunden und zu wichtigen

neuen Erkenntnissen geführt,¹ deren Folgerungen für die bisherigen Wissensbestände teilweise noch nicht aufgearbeitet sind und neue Fragestellungen aufwerfen. Dies gilt schon für die grundlegende Tatsache, dass im heutigen Deutsch überhaupt geschlechtsspezifische Sprachunterschiede bestehen, was ja durchaus nicht älteren Auffassungen entspricht,² und erst recht für den Befund, dass sich der weibliche Sprachgebrauch neben anderen Merkmalen durch eine größere Standardnähe vom männlichen unterscheidet.³ Hier nämlich stellt sich die bisher ungeklärte Frage, seit wann diese Sprachdifferenzen bestehen und unter welchen Umständen sie sich herausgebildet haben.

Ähnliches gilt für die begrüßenswerte Übereinstimmung darüber, dass diese genderspezifischen Sprachgebrauchsmuster als soziolinguistisch eigenständige Varietäten anzusehen sind und dass sie im Wesentlichen auf eine kulturelle Konstruktion von Geschlecht zurückgehen und nur in einer indirekten Beziehung zum biologischen Sexus stehen.⁴ Denn auch hier wären für ein volles Verständnis auch die Umstände dieser Varietätengnese zu klären und ebenso die kulturhistorischen Bedingungen, die dieser Genderkonstruktion zugrunde lagen.

Nicht zuletzt hat sich auch die Deutung dieses geschlechtsspezifischen Sprachverhaltens im Sinne von Bourdieus Habitus-Konzept als fruchtbar und erhellend erwiesen, nach dem der Sprachgebrauch ähnlich wie Kleidung, Haartracht und Aufttrittsweise das Selbstverständnis einer Person oder Personen-

1 Einen Überblick über die neueren Forschungen auf diesem Gebiet bieten Schoenthal (2000), Samel (2000), Klann-Delius (2005), Kotthoff (2005), Ayaß (2008), Günthner/Hüpper/Spieß (2012), Kotthoff/Nübling (2018).

2 Noch im 20. Jahrhundert gingen Sprachwissenschaftler davon aus, dass Frauen- und Männer-sprachen nur bei den damals sogenannten Naturvölkern existierten, auf höheren Kulturstufen aber keine Rolle spielten. So noch Weißgerber (1931), S. 595; Jespersen (1925), S. 200 ff., dazu ausführlich Sieburg (1992), S. 89–91.

3 Dies ist eine in westlichen Kulturen der Gegenwart vielfach beobachtete Differenz, die anschließend an die soziolinguistischen Studien von Labov (zusammenfassend 2001, S. 261–322) und Trudgill (1974), S. 84–102 im angelsächsischen Bereich wiederholt bestätigt wurde, aber auch für den französischen, lateinamerikanischen und niederländischen Sprachraum, dazu die Literaturnachweise bei Twilfer (2013), S. 14–29. Für das Deutsche des alltäglichen Sprachgebrauchs wurde diese Differenz zuletzt durch die empirischen Untersuchungen von Schlobinski (1987), S. 154–164 und Twilfer (2013), S. 149–151 beschrieben. Auch in dem etwas anders gelagerten Fall, wo die alten Dialekte noch in Gebrauch sind, zeigt sich deutlich eine weibliche Standardbevorzugung, Sieburg (1992), S. 370–396; Niebaum/Macha (2014), S. 205–208.

4 Im Folgenden werden die Begriffe ›Geschlecht‹ und ›Gender‹ synonym für die kulturelle Konstruktion dieses Unterschieds verwendet. In Hinblick auf den Varietätenstatus, der diesen geschlechtsspezifischen Sprachgebrauchsmustern zuerkannt wird, bestehen unterschiedliche Definitionen (Nabrings 1981, S. 88–140; Löffler 1985, S. 126–143; Dittmar 1997, S. 228–229; Schmidt/Herrgen 2011, S. 49–53; Sinner 2014, S. 169–184). Im vorliegenden Text wird ein weiter Varietätenbegriff verwendet, der bei Tab. 1 näher verdeutlicht wird.

gruppe signalisiert und damit ihre Positionierung im sozialen Raum zum Ausdruck bringt. Doch auch bei diesem plausiblen Deutungsansatz ergibt sich die Frage, welche sprachlichen Indikatoren diese Habitusdifferenzen zum Ausdruck bringen und durch welche vorangegangenen Prozesse diese ihre geschlechtskennzeichnende Bedeutung erlangt haben.⁵

An diesen Beispielen wird insgesamt die Aufgabe sichtbar, für ein umfassendes Verständnis des genderspezifischen Sprachgebrauchs auch seine Entstehungsursachen und seine gesellschaftlichen Funktionen zu klären, wie es generell für das Verständnis sozialer Phänomene notwendig ist. Wenn dies bisher nur ansatzweise geschehen ist, so geht das nur zum Teil auf die für die gegenwärtige Soziolinguistik charakteristische Konzentration auf die synchronische Dimension zurück, die nicht nur durch das vorrangige Interesse an den aktuellen Verhältnissen bedingt ist, sondern auch durch die erheblichen methodischen Probleme, die bei empirischen Arbeiten zur historischen Soziolinguistik zu überwinden sind.⁶

Ein anderer Grund dieser Forschungslücke liegt jedoch auf der Seite der sprachhistorischen Forschung, da von dort bisher kein nennenswerter Brückenschlag zu den modernen Verhältnissen versucht wurde, obwohl in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Veröffentlichungen zu diesem Fragenkreis erschienen sind.⁷ Unter ihnen sind allein drei größere Forschungsvorhaben zu nennen, nämlich das von Gisela Brandt geleitete Projekt ›Bausteine zur Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs‹, dessen Ergebnisse in zehn Tagungsbänden aus den Jahren 1994–2012 vorliegen,⁸ das von Peter Wiesinger geleitete Wiener Projekt ›Die Sprache österreichischer Adligenbriefe des 16. bis 18. Jahrhunderts‹ und das von Rosemarie Lühr geleitete Jenaer DFG-Projekt ›Frühneuzeitliche Fürstinnenkorrespondenzen im mitteldeutschen Raum‹.⁹ Diesen Projekten und Einzelstudien lagen zwar unterschiedliche Untersuchungsziele, Methoden und Text-

⁵ Zur Konzeption des Habitusbegriffs Bourdieu (1982), S. 1997; dazu auch Engler (?2010), S. 259–262; Kotthoff/Nübling (2018), S. 256–257. Fruchtbare Beiträge zur Bestimmung der geschlechtskennzeichnenden Sprachmerkmale bieten die Arbeiten zum Thema ›Indexing gender‹ von Ochs (1992), Kotthoff (2012), Busch (2020).

⁶ Dazu ausführlich Hernandez-Campoy/Schilling (2012). Einen Überblick über die bisherigen Forschungen der historischen Soziolinguistik zu Sozialschicht, Alter und Geschlecht bietet Kielkiewicz-Janowiak (2012).

⁷ Ein ausführlicher Forschungsüberblick dazu bei Nolting (2010), S. 17–40.

⁸ Im Rahmen dieses von Gisela Brandt geleiteten Projekts haben von 1993 bis 2011 zehn Jahreskonferenzen stattgefunden, deren Ergebnisse von 1994–2012 in Tagungsbänden veröffentlicht wurden. Einen zusammenfassenden Überblick über die Ergebnisse bietet Brandt (2012), S. 241–343.

⁹ Zum Wiener Projekt Rössler (2004a, 2004b); Wiesinger (2004, 2005, 2010); zum Jenaer Projekt Lühr [u. a.] (2018).

quellen zugrunde, doch haben sie zu einer Vielzahl von neuen Erkenntnissen geführt und insgesamt den Wissensstand auf diesem vorher vernachlässigten Gebiet erheblich erweitert.

Allerdings lässt sich aus diesen Arbeiten noch kein einheitliches Bild von der Vorgeschichte des geschlechtsspezifischen Sprachgebrauchs gewinnen, da die Einzelergebnisse in vielen Punkten divergieren. Das geht zum Teil auf unterschiedliche Fragestellungen und Quelltexte zurück, aber auch darauf, dass die Argumentationsgänge teils auf phonologischen, teils morphologischen oder syntaktischen Vergleichen beruhten, und darauf, dass die soziolinguistischen Kontexte nicht ausreichten, um die genderspezifischen Differenzen zu isolieren. Die dadurch bedingte Uneinheitlichkeit der Einzelergebnisse führte dann auch zu widersprüchlichen Gesamtbewertungen, die unbedingt eine weitere Klärung verlangen. So wird auf der einen Seite die wohlbegründete Auffassung vertreten, dass die Sprachdifferenzen zwischen Frauen und Männern damals relativ gering gewesen seien und beide Geschlechter einen Beitrag zu den sprachgeschichtlichen Innovationen ihrer Zeit geleistet hätten.¹⁰ Dagegen wurden in der Mehrzahl der Untersuchungen erhebliche Sprachunterschiede festgestellt, die erkennen ließen, dass damals selbst Frauen aus der gebildeten Oberschicht eine tiefere, d. h. dialektnähere Sprachlage als die Männer verwendet haben.¹¹ Unter der Annahme, dass dieser Widerspruch nicht auf die erwähnten methodischen Probleme zurückgeht, müsste man unter den schreibenden Frauen der Vergangenheit mehrere Gruppen in Erwägung ziehen und gezielt nach den Kriterien dieser Unterscheidung suchen.

Geht man von der Mehrheit der bisherigen Untersuchungsergebnisse aus, nach der sich die historische Frauensprache durch eine tiefere Sprachlage von der der Männer unterschied, dann ergibt sich ein auffälliger Gegensatz zur heutigen Verteilung von Standard und Substandard. Das bedeutet jedoch, dass sich bis zur Gegenwart ein dynamischer Wandel im Sprachgebrauch von Frauen und Männern vollzogen haben muss, bei dem es zu einer Überkreuzung der geschlechtsspezifischen Sprachlagen gekommen ist, über den allerdings bisher wenig bekannt ist. Noch schwieriger aber erscheint es, eine Erklärung für die weibliche Verwendung einer tieferen Sprachlage zu finden, da die einschlägigen Untersuchungen dazu keine befriedigenden Antworten geben. Denn sie gehen überwiegend von einer mangelnden Sprachfähigkeit der Frauen aus, wobei sie diese Mängel jedoch auf verschiedenen Ebenen sehen und auf unterschiedliche Gründe zurückführen. So

10 Ein Beispiel dafür gibt Brandt (1998), S. 81–82 und verweist in ihrer Literaturübersicht auf zahlreiche ähnliche Fälle.

11 Zu nennen sind die Arbeiten von Koch (1909), Bischoff (1955), Klettke-Mengel (1976), Staehelin (1995), Wiesinger (2004), Rössler (2004a), Prutscher/Seidel (2012), Klingner (2016), Lühr (2018).

wird teilweise eine unzureichende Schreibfähigkeit der Frauen als Ursache angesehen, teilweise eine Unkenntnis der gehobenen Sprachlagen, wobei man diese Schwächen teils mit dem unterschiedlichen Schulunterricht von Mädchen und Jungen entschuldigt, teils mit der Einstellung der damaligen Eltern, die bei der Mädchenerziehung unnötige Kosten und Mühen sparen wollten.¹² Diese unterschiedlichen Auffassungen sind allerdings bisher noch ungeprüft und ebenso wenig die dahinterstehende These vom sprachlichen Unvermögen der Frauen, die auch angesichts der heute verbreiteten Auffassung von einer besonderen weiblichen Sprachbegabung nicht unmittelbar einleuchtet.

Vor dem Hintergrund dieser disparaten Befunde und Annahmen ergab sich die Frage, welche Möglichkeiten bestehen, auf einem empirischen Wege zu einer Klärung der offenen Probleme zu gelangen, der die Schwierigkeiten der bisherigen Studien von vornherein vermeidet und die generellen methodischen Probleme historischer Genderforschung überwinden kann.¹³ Da dies prinzipiell möglich erschien, entstand der Plan zu einer ersten Studie, die die Realisierbarkeit für umfangreichere Untersuchungen erproben sollte und die Aussicht auf mögliche Ergebnisse eröffnete. Schon für eine solche Studie aber waren die extrem hohen Anforderungen an ein Untersuchungskorpus zu erfüllen, da genderspezifische Kontraste sich nur ermitteln lassen, wenn man die anderen Einflussfaktoren wie Regionalität, Sozialstatus, Alter und Bildungsgrad weitgehend konstant hält, wie es in der Gegenwart durch entsprechende Versuchsanordnungen erreicht werden kann. Für historische Untersuchungen stehen jedoch nur die überlieferten Texte zur Verfügung, die außerdem authentisch sein müssen, so dass nur autographisch verfasste Texte in Frage kamen. Nicht zuletzt aber sollte die Textgrundlage einen ausreichenden Umfang aufweisen, der Vergleiche auf mehreren linguistischen Ebenen möglich machte, und zusätzlich Informationen über die außersprachlichen Kontexte bieten, die eine soziohistorische Einbettung der Sprachhandlungen ermöglichten. Unter diesen Restriktionen musste von vornherein die gesamte mittelalterliche Überlieferung als mögliche Textgrundlage ausscheiden, da erst mit dem Vordringen der privaten Schriftlichkeit auch Frauentexte greifbar werden, die sich Männertexten gegenüberstellen ließen. Eine wirkliche Vergleichsbasis entstand aber erst durch das Aufkommen von Familienkorrespondenzen, an denen die Sprachunterschiede zwischen Ehepartnern, zwischen

¹² Eine Unkenntnis von gehobenen Varietäten wurde bereits von Koch (1909) angenommen, wesentlich häufiger werden mangelnde Schreibfähigkeiten als Grund angeführt, so etwa neuerdings Wiesinger (2010), S. 46–47, 53 und mit Berufung auf ihn Prutscher/Seidel (2012). Nach Rössler (2004b), S. 41 können »die Briefschreiberinnen diese Dialektalität aber auch als Strategie verwendet haben, um im Brief Natürlichkeit und Spontaneität des Gesprächs zu simulieren.«

¹³ Dazu Romaine (?2005), S. 1696–1697; Hernandez-Campoy/Schilling (2012), S. 63–79.

Brüdern und Schwestern oder Vätern und Töchtern feststellbar waren. Allerdings reichte der geringe Umfang dieser Korrespondenzen meist nicht für eine umfassende Bestimmung der Differenzen aus.

Eine Ausnahme stellt in dieser Hinsicht der umfangreiche Briefwechsel des Nürnberger Ehepaars Paumgartner dar, dessen Quellenwert sich schon bei einer anderen Untersuchung als außerordentlich fruchtbar erwiesen hat. Er ist in den 17 Jahren zwischen 1582–1598 entstanden und besteht aus 172 Briefen mit einem Gesamtumfang von 83 200 Wörtern.¹⁴ Dieses Korpus lässt schon auf den ersten Blick erhebliche Sprachunterschiede zwischen den Ehepartnern erkennen und ist für eine derartige Untersuchung besonders geeignet, weil es den störenden Einfluss diatopischer, diastratischer und diaphasischer Faktoren weitgehend ausschließt. Denn die Schreiberin Magdalena Paumgartner, geb. Behaim (1555–1642), ist in derselben Stadt aufgewachsen wie ihr Ehemann, der Fernkaufmann Balthasar Paumgartner (1551–1600), und zudem stammen beide aus derselben Gesellschaftsschicht, nämlich dem städtischen Patriziat. Da auch die situativen Einflüsse in Hinsicht auf Textsorte und Adressaten als konstant gelten können, sind die erkennbaren Sprachdifferenzen abgesehen von idiolektalen Merkmalen als weitgehend genderspezifisch anzusehen.¹⁵ Demnach stellt dieses Korpus eine solide Grundlage für die vier Aufgaben dar, die im Vordergrund der folgenden Untersuchung stehen sollen:

- eine exemplarische Beschreibung der damaligen Sprachdifferenzen zwischen Frauen und Männern auf mehreren linguistischen Ebenen zu bieten, die als gesicherter Ausgangspunkt für die weiteren Fragen dienen kann,
- eine Deutung der kommunikativen Funktion dieser Sprachunterschiede aufgrund der linguistischen Daten und der soziokulturellen Kontexte zu finden,
- eine Klärung der synchronischen Generalisierbarkeit und der diachronischen Entstehungsbedingungen zu erreichen,
- einen Brückenschlag zu den modernen genderspezifischen Sprachverhältnissen zu versuchen.

14 Der Briefwechsel, der 81 Briefe von Magdalena (44 700 Wörter) und 91 Briefe von Balthasar (38 500 Wörter) enthält, wurde von Steinhausen 1895 in einer leicht modernisierten Orthographie herausgegeben. Er wurde auch für die neueren Studien zum frühneuzeitlichen Sprachwandel in Nürnberg von Ebert (1998) und Fertig (2000) ausgewertet. Eine digitalisierte Kopie von Steinhausens Ausgabe, die über große Partien mit den Originalmanuskripten verglichen werden konnte, bildete die Arbeitsgrundlage dieser Untersuchung. Sie war bereits für meine Studie zum kontaktbedingten Sprachwandel in Nürnberg herangezogen worden (Mihm 2019a).

15 Dabei ist generell zu berücksichtigen, dass genderspezifische Differenzen zu wesentlichen Teilen auf allgemeinere Subfaktoren wie etwa Erziehung, Berufstätigkeit, Ortsgebundenheit, Netzwerkeinbindungen usw. zurückgehen.

II. Der Paumgartner-Briefwechsel im sozio-kulturellen Kontext

Ein so umfangreicher Briefwechsel konnte zu dieser Zeit nur an einem Brennpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung entstehen, wie ihn die Stadt Nürnberg damals darstellte, die mit etwa 50 000 Einwohnern eine der größten und wohlhabendsten Metropolen im damaligen Sprachgebiet war (vgl. Abb. 1).



Abb. 1: Nürnberg um 1650. Ausschnitt aus einem Kupferstich von Caspar Merian

Durch die intensiven Handelsbeziehungen zum Mittelmeerraum und insbesondere zu Venedig waren dort eher als in anderen Regionen die modernen Wirtschaftsformen der oberitalienischen Städte übernommen worden und hatten für eine frühe Verbreitung der städtischen Schriftlichkeit gesorgt. Die engen Beziehungen zu Italien aber hatten nicht nur zur Entwicklung eines Wirtschafts- und Finanzzentrums geführt, sondern auch zu einer frühen Übernahme der Renaissancekultur und zur Herausbildung einer städtischen Kunstszene, wie sie durch Dürer, den damals bedeutendsten Dichter Hans Sachs und die Werke der Humanisten repräsentiert wird. Nach oberitalienischem Vorbild hatten sich aber auch die hierarchischen Strukturen in Politik und Gesellschaft herausgebildet, nach denen die Stadtregierung bis weit in die Neuzeit nur einem schmalen Patriziat von 42 Familien vorbehalten war und für die übrige Stadtbevölkerung eine abgestufte Gliederung in vier Ränge bestand.¹⁶ Dies ist auch für das Verständnis des Paumgartner-Korpus relevant, weil beide Briefpartner diesem schmalen Patriziat

¹⁶ Ein Überblick über die innenpolitischen und gesellschaftlichen Strukturen bei Pfeiffer (1982), S. 194–199.

entstammten und die diesbezüglich gewonnenen Untersuchungsergebnisse vor allem für diesen Gesellschaftsbereich Gültigkeit beanspruchen können.

Als konkreter Hintergrund dieses Briefwechsels ist der Beruf Balthasars zu betrachten, der als Nürnberger Fernkaufmann zusammen mit einem Kompagnon eine Handelsfirma im italienischen Lucca leitete, das damals ein Zentrum des Seidenhandels und Finanzwesens in der Toskana war. Dort musste er oft mehrere Monate des Jahres anwesend sein, so dass der Kontakt mit seiner Ehefrau Magdalena, die in diesen Zeiten für die Geschäfte in Nürnberg verantwortlich war, nur über Briefe aufrechterhalten werden konnte. Aber auch bei seinen Reisen innerhalb Deutschlands, wo er häufig die Frankfurter Frühjahrs- und Herbstmessen und gelegentlich auch die Messe in Leipzig besuchte, bildeten Briefe die einzige Kontaktmöglichkeit. Balthasar stammte aus einer angesehenen Nürnberger Familie und war der Sohn des Baurichters und späteren Stadtdirektors von Altdorf Caspar Paumgartner. Er hatte sich schon früh für den Kaufmannsberuf entschieden und war dabei so erfolgreich, dass er mit 31 Jahren die vier Jahre jüngere Magdalena heiraten konnte. Sie stammte aus der noch angeseheneren Familie der Behaims und war die älteste Tochter des Altbürgermeisters und Fernkaufmanns Paulus Behaim, der ihr wie ihren sieben jüngeren Geschwistern eine ausgezeichnete Erziehung ermöglicht hatte.¹⁷



Abb. 2: Die Reisewege Balthasars zur Firmenniederlassung in Lucca und zu den Handelsmessen

¹⁷ Der Lebenssituation der Familie Paumgartner hat der amerikanische Historiker Ozment 1986 auf der Grundlage des Briefwechsels eine eindrucksvolle soziokulturelle Studie gewidmet.

Der Briefwechsel zwischen dem jungen Paar setzte schon während der Verlobungszeit ein, in der Balthasar für mehrere Monate seine Aufgaben in Lucca wahrnehmen musste. Die Reise dorthin, die er jeweils zu Pferde unternahm, dauerte gewöhnlich fast einen Monat, wobei oft auch Geschäfte in Mailand, Venedig oder Florenz abzuwickeln waren, so dass er in der Folgezeit auch von allen diesen Orten Briefe an Magdalena schickte (vgl. Abb. 2). In Lucca bewegte sich Balthasar, was die Geschäftsbeziehungen anging, wie ein Fisch im Wasser, da er schon seine Lehrzeit in Italien verbracht hatte und die Sprache beherrschte. Doch empfand er, was den privaten Bereich betraf, keine besonderen Sympathien für die dortige Lebensweise, was auch an seinen Briefen an Magdalena zum Ausdruck kommt. In ihnen lässt er auch seine dortige Geschäftstätigkeit weitgehend unerwähnt, behandelt aber ausführlich die kaufmännischen und privaten Angelegenheiten in Nürnberg, da Magdalena dort während seiner Abwesenheit die Geschäfte führen musste, wozu die entsprechenden Absprachen nötig waren.

Die Briefe zwischen Lucca und Nürnberg waren damals dank einer Schnellverbindung zwischen Venedig und Augsburg oft nur 14 Tage unterwegs, doch traten vielfach Verzögerungen durch die Briefboten auf, die die Beförderung zu den Annahmestellen besorgten. Die Briefe dieser Zeit waren mehrfach gefaltet und wurden in der Regel auf der einen Seite beschriftet, auf der anderen mit der Adresse versehen (vgl. Abb. 3).

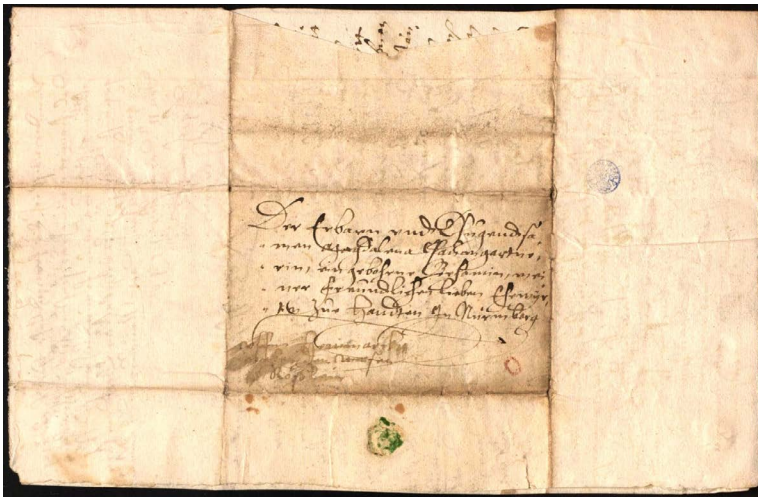


Abb. 3: Adresse eines Balthasarbriefes an Magdalena¹⁸

¹⁸ »Der Erbarnd vndt Tugendsamen Magdalena Paumgartnerin, ein gebohrere Behaimin, meiner freundlichen lieben Ehwyrtn zur Handten In Nürnberg«.

Die Briefadresse Balthasars (Abb. 3) charakterisiert in ihrer äußeren Form auch die typischen Merkmale seiner Handschrift, die mit ihren ausladenden Ober- und Unterlängen eine repräsentative Ausdrucksabsicht erkennen lässt, was allerdings in den laufenden Texten weniger deutlich hervortritt. Sein Schreibstil ist als überwiegend sachlich zu bezeichnen und entspricht weitgehend der damaligen Kaufmannssprache. Umso mehr erstaunt es, wenn gelegentlich in seinen Briefen Emotionalität und dauerhafte Sympathie zum Ausdruck kommen. So schreibt er etwa aus Lucca an Magdalena, wie schwer ihm der Abschied aus Nürnberg gefallen ist, wobei eine Empfindsamkeit zu Tage tritt, wie sie eher für das 18. Jahrhundert charakteristisch ist:

»Ich hab mir das schayden, den letzttten abendt, ich von dir ginng, ja nichtt so schwer für-gesetzt, alls es mir hernacher gedeyet hatt. Dastu mir in deinem obern stüblin also unnter den armen hinwegk sunkest, hab ich mir nymmermehr auß dem syn schlagen müegen, und sind seider ja wennig, wennig stund hingangen, inn welchen ich nichtt an dich gedacht hett.«¹⁹

An diesem kurzen Text werden auch schon einige Merkmale von Balthasars Sprachvarietät sichtbar, die er während der 17 Jahre kontinuierlich verwendete. Sie entspricht in keiner Weise der Luthersprache, was aufgrund der schon 60 Jahre zuvor in Nürnberg vollzogenen Reformation durchaus erwartbar gewesen wäre. Vielmehr stimmen die Merkmale in vielen Punkten mit jener süddeutschen Regionalsprache überein, die als ›Gemeines Deutsch‹ bezeichnet wird und die unter Kaiser Maximilian I. (1493–1519) zu neuem Ansehen gekommen war.²⁰

Die Briefe Magdalenas unterscheiden sich in ihrer äußeren Form und Einrichtung nur wenig von denen Balthasars. Doch vermittelt ihre handschriftliche Routine, die ebenso gleichmäßig und ausgeschrieben wirkt wie Balthasars, insgesamt einen bescheideneren Eindruck (vgl. Abb. 4). Noch deutlichere Unterschiede zeigen sich im Schreibstil, der wesentlich lockerer, anschaulicher und spontaner wirkt, was auch in ihren syntaktischen Präferenzen zum Ausdruck kommt. Ein Beispiel dafür bieten schon die wenigen Zeilen eines Briefschlusses.

¹⁹ Brief vom 24. Oktober 1582 (Steinhausen 1895, S. 4).

²⁰ Dieser süddeutsch geprägte Sprachstil muss damals auch in Nürnberg verbreitet gewesen sein, da er schon in einem frühen Brief Balthasars belegt wird, den er als 19-Jähriger aus Nürnberg an seinen Vater ins nahegelegene Altdorf geschrieben hat (Steinhausen 1895, S. 1–3). Die verbreitete Annahme, dass die Luthersprache zusammen mit der Reformation, die in Nürnberg schon 1525 vollzogen war, in den Süden gelangte, ist daher zu relativieren (Mihm 2019, 2019a).

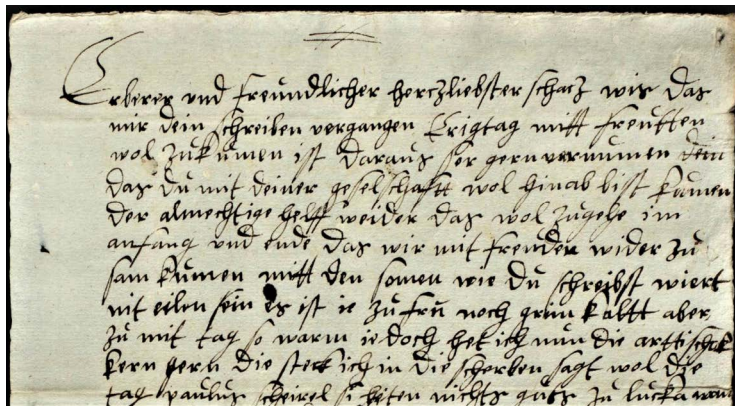


Abb. 4: Magdalenas Handschrift 18. März 1597

»... Vnd weis dir auf dis mal nit mer zu schreiben den das du mir veter Wilhelm vnd dein pruder fleisig grisen welst von meinetwegen vnd sey du von mir aug vil hunderttausent mal fleisig gegriest in dein getreyes hercz du nach Got mein liebster schacz vnd hie mit aber der plimlein aus unserm gertla.«²¹

Dieser Textausschnitt macht zugleich unmittelbar deutlich, dass Magdalena eine völlig andere Schreibsprache als Balthasar verwendet, die nicht nur in der Orthographie, sondern auch hinsichtlich der Phonologie eigenen Regeln folgt. Dabei muss ihr durchaus bewusst gewesen sein, dass Wortformen wie *grisen*, *plimlein* und *gertla* in Balthasars Briefen niemals vorkommen würden, sondern dass er an dieser Stelle *grüessen*, *blüemlein* und *gärtlein* geschrieben hätte. Es stellt sich daher die Frage, welche Gründe für diese Sprachunterschiede in Frage kommen, die ja weder durch die lokale Herkunft noch durch Standesunterschiede oder Alter bedingt sein können, und welche Funktion ihnen im Austausch zwischen den Ehepartnern zukommen kann.

²¹ Brief vom 1. Januar 1583 (Steinhausen 1895, S. 17–19).

III. Weiblicher Sprachgebrauch als Bildungsdefizit?

Zu einer ersten Kennzeichnung von Art und Ausmaß dieser Sprachdifferenzen sind in Tab. 1 eine Reihe von Lexemen aufgelistet, bei denen die vokalischen wie konsonantischen Regeln der beiden Ehepartner besonders weit auseinander gehen, wobei die Distanz jedoch über die 17 Jahre des Briefwechsels konstant zu beobachten ist.

Tab. 1: Vokalische und konsonantische Differenzen in identischen Wortformen

MAGDALENA	BALTHASAR	MAGDALENA	BALTHASAR
<i>pristla</i>	<i>brüstlin</i>	<i>kinde</i>	<i>könndte</i>
<i>terfen</i>	<i>dürfen</i>	<i>schbag</i>	<i>schwach</i>
<i>schien</i>	<i>schön</i>	<i>hondpeck</i>	<i>handbecken</i>
<i>pieblein</i>	<i>büeble</i>	<i>dug</i>	<i>tuch</i>
<i>donz</i>	<i>tanz</i>	<i>prieder</i>	<i>brüeder</i>
<i>beib</i>	<i>weib</i>	<i>zbichsen</i>	<i>zwischen</i>
<i>kinchg</i>	<i>könig</i>	<i>plob</i>	<i>blaw</i>

Schon dieser erste Eindruck macht deutlich, dass der Abstand zwischen diesen Wortrealisierungen weit größer ist als alle in der heutigen Genderlinguistik beobachtbaren, obwohl hier die außersprachlichen Parameter konstanter als in bisherigen Untersuchungen gehalten werden konnten. Er ist auch weit größer als die in schichtenspezifischen Untersuchungen dieser Epoche festgestellten.²² Daher würde selbst ein linguistisch geschulter Leser kaum annehmen, dass die Texte aus derselben Stadt stammen und noch viel weniger, dass ihre Verwender außerdem in Sozialstatus, Alter und persönlichen Beziehungen übereinstimmen. Eine eingehende Beschreibung dieser Differenzen auf allen linguistischen Ebenen kann daher nicht nur einen Schlüssel zum Verständnis dieses Genderkontrastes bieten, sondern erweitert zugleich die Kenntnisse über die Bedeutung und Unterschiedlichkeit der Varietäten, die innerhalb einer Stadt verwendet wurden.

²² Extreme diastratische Distanzen wurden bisher zwischen Petitionen einfacher Frauen und dem Kanzleistil in Augsburg beschrieben (Graser 2011, S. 15–48) oder zwischen einem Handwerker, Bildungsbürger und Gelehrten in Köln (Mihm 2017, S. 290–298).

Die Beispiele in Tab. 1 machen jedoch noch einen weiteren Gegensatz zur modernen Genderlinguistik deutlich, da Magdalenas Wortformen fast durchgehend eine tiefere Sprachlage erkennen lassen als Balthasars, während in der Gegenwart der weibliche Sprachgebrauch durch eine größere Standardnähe gekennzeichnet ist. Die heutige Verteilung muss demnach auf einer modernen Entwicklung beruhen, bei der sich die Lage der Varietäten ins Gegenteil verkehrt hat. Da dieser Sprachwandel sich im Wesentlichen im Zusammenhang gesellschaftlicher Veränderungen vollzogen haben muss, stellt sich die Frage, welche kulturhistorischen Bedingungen die Ursache dafür waren, dass Frauen eine tiefere Sprachlage verwendeten als die Männer.

Einen ersten Erklärungsvorschlag für diese auffälligen Sprachunterschiede zwischen Magdalena und Balthasar hat bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts Carl Koch gemacht, der diesem Briefwechsel eine eingehende dialektologische Untersuchung gewidmet hat. Er führte die Differenzen auf ein sprachliches Unvermögen Magdalenas zurück, das durch ihre schulische Benachteiligung bedingt sei.²³ Diese Defizienzthese, die später auf analoge Fälle ausgeweitet wurde, hat sich bis heute erhalten und verdient daher eine genauere Betrachtung. Bei seiner Begründung dafür ging Koch von der damaligen Annahme einer sprachhistorischen Dichotomie aus, nach der neben der Ebene gesprochener Dialekte nur eine rein schriftsprachliche Ebene bestanden habe, die ein autonomes, von der Mündlichkeit losgelöstes Zeichensystem darstellte, das nur durch Schultraditionen übermittelt wurde. Balthasars Schreibweise sah er daher als ein Beispiel für diese Schulschreibsprache an, während er Magdalenas als den Versuch betrachtete, den städtischen Basisdialekt zu verschriftlichen, wobei er annahm, dass sie nichts anderes als diesen Dialekt kannte und in der Schule nur schreiben gelernt hatte, nicht aber jene autonome Schreibsprache.

Diese Vorannahmen sind allerdings heute nicht mehr aufrecht zu erhalten, schon weil die damaligen Schreibsprachen immer in einer Beziehung zu gesprochenen Varietäten stehen mussten, da die wechselnden Orthographien die Wortbedeutungen nicht unabhängig vom Lautbezug transportieren konnten.²⁴ Balthasar muss daher seine Schreibweise auf eine gesprochene Varietät bezogen haben, die damals in formellen Situationen verwendet wurde. Das wird auch dadurch bestätigt, dass sich zahlreiche Merkmale darin finden, die nur durch die phonologischen Besonderheiten seiner Vorbildvarietät zu erklären sind.²⁵

²³ Koch (1909), S. 153–154.

²⁴ Zur Referenz der historischen Orthographien auf die Lautebene Elmentaler (2018), S. 152–158, Mihm (2016b).

²⁵ Ein interessantes Beispiel dafür bietet eine Art Vokalharmonie, die er beim Schreiben der Endung *-ung* (insg. 126 Belege) berücksichtigt. Mehrheitlich gibt er sie mit Vokalsenkung als *-ong*

Auf der anderen Seite kann Magdalenas Schreibvarietät keineswegs als Versuch betrachtet werden, den Nürnberger Basisdialekt zu verschriften, denn dieser war damals nach den Erkenntnissen der historischen Dialektologie bereits durch eine Vielzahl von Lautmerkmalen geprägt, von denen keine Spuren in ihrer Schreibweise zu finden sind.²⁶ Magdalena muss sich daher an einer mittleren Varietät orientiert haben, die zwischen der formellen Sprachebene und dem Basisdialekt lag, und deren Position im Nürnberger Varietätensystem hier an einem Modell veranschaulicht wird (vgl. Abb. 5), das auf Bickerton zurückgeht, der für die Mündlichkeit vereinfachend drei Sprachschichten annimmt, die er als Akroлект, Mesolekt und Basisdialekt bezeichnet.²⁷

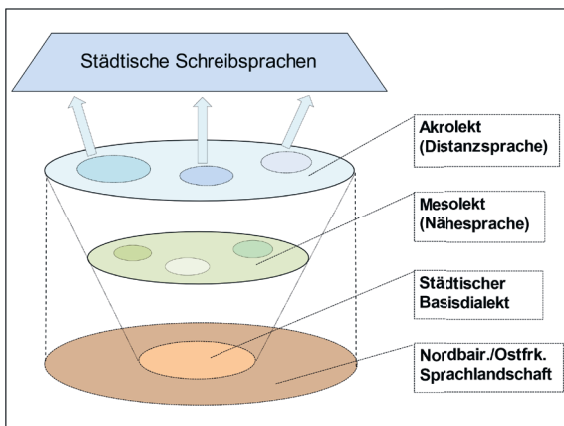


Abb. 5: Modellierung für die historische Mündlichkeit der Nürnberger Oberschichten

wieder, doch unterlässt er die Senkung genau in jenen 27 Fällen, wo die vorangehende Stammsilbe einen *o*-Laut enthält. Er schreibt also einerseits *achtong*, *mainong*, *wirckong*, andererseits *hoffnung*, *lohsung*, *ordnung*. Dieser Wechsel kann nicht im Schreibunterricht gelehrt worden sein und bezeugt damit Balthasars Orientierung an einer mündlichen Vorbildvarietät. Dass es oberhalb der Basisdialekte in Nürnberg eine gehobene mündliche Stadtvarietät gegeben haben muss, hatte bereits Marwedel (1973, S. 319–325) noch ohne soziolinguistische Rückendeckung aus dem Reimgebrauch von Hans Sachs erschlossen.

26 Danach waren damals im Nürnberger Raum die Diphthonge {ie, uo, üe} bereits gestürzt (*leibe*, *goute*, *bröider*), ebenso galten die Diphthongierung der Langvokale {â, ê, ô} (*jaur*, *schnei*, *grous*), die Monophthongierung von {ei, ou, öu} (*klâd*, *bâm*, *lâft*) und zahlreiche Merkmale der rezenten Mundart (Gebhardt 1907, S. 241–246). Da von diesen Dialektmerkmalen keinerlei Spuren in Magdalenas Texten zu finden sind, wird deutlich, dass ihre Sprachlage weit über der basisdialektalen Ebene anzusiedeln ist.

27 Der Darstellung liegt Bausingers Reichweitenmodell zugrunde, bei dem die Größen der Flächen die diatopische Verbreitung der Sprachschichten andeuten sollen, dazu Mihm (2010), S. 21–28.

Die gesprochenen Varietäten, die hier als runde Flächen unterhalb der überdachenden Schriftsprache dargestellt sind, waren jedoch nicht nur diastratisch gegliedert, sondern auch situationsbezogen, was insbesondere durch die neueren Untersuchungen zu Nähe- und Distanzsprachen sichtbar geworden ist.²⁸ Da für die Mündlichkeit der städtischen Oberschichten, für die dieses Modell hier gelten soll, zumindest ein Überschneidungsbereich zwischen Akrolekt und Distanzsprache sowie zwischen Mesolekt und Nähesprache anzunehmen ist, sind die beiden Dimensionen in der Abbildung vereinfachend zusammengezogen. Durch die kleineren Kreise innerhalb der Flächen wird angedeutet, dass diese Sprachebenen in sich wiederum nach Sprechergruppen und Institutionen differenziert waren. Für den Basisdialekt ist bei der Oberschicht zumindest ein Kenntnis vorauszusetzen.

Nach diesem dem gegenwärtigen Kenntnisstand angepassten Modell ließe sich Balthasars Varietät vorläufig der akrolektalen Distanzsprache zuordnen, während die Varietät Magdalenas, die ja demselben Gesellschaftsstand angehörte, als mesolektale Nähesprache zu betrachten wäre.

Doch auch bei dieser Zuordnung bleibt die Frage offen, warum Magdalena nicht wie ihr Mann und ihre jüngeren Brüder die Distanzsprache als Bezugsgröße für ihre Schriftlichkeit gewählt hat und ob nicht doch die Benachteiligung der Mädchen bei der Sprachausbildung eine Rolle gespielt hat. Als Grund dafür käme einerseits eine separate Erziehung in Frage, bei der sie nur mit nächstsprachlichen Varietäten in Berührung gekommen wäre, nicht aber mit Sprechsituationen, in denen der städtische Akrolekt verwendet wurde, so dass sie gehobene Sprachlagen nur unzureichend kannte, andererseits wäre auch der Schulbesuch in Betracht zu ziehen, da damals auch für die Mädchen der Oberschicht die Schulzeit kürzer war als für die Jungen.

Diese denkbaren Ursachen lassen sich jedoch bei Magdalena nahezu ausschließen, wenn man die biographischen Daten über sprachliche Sozialisation in die Betrachtung einbezieht, die durch günstige Umstände reichlich überliefert sind. Denn ihr Vater, der Altbürgermeister und Fernkaufmann Paulus Behaim, hatte großen Wert auf die Erziehung seiner Kinder gelegt und alle mit ihrer Ausbildung verbundenen Kosten in ein Rechnungsbuch eingetragen.²⁹ So wissen wir, dass Magdalena als die Älteste von acht Geschwistern schon als Vierjährige Unterricht bei einer Lehrfrau erhielt. Bereits mit fünf Jahren erhielt sie eine Schul-

28 Zum Konzept Koch/Oesterreicher (1985), zur Anwendung auf die Sprachgeschichte Ágel/Hennig (2006), Elspaß (2010). Voraussetzung für diese vereinfachte Darstellung der beiden Varietätendimensionen ist das dieser Arbeit zugrunde gelegte Varietätenverständnis, bei dem diese nicht als diskrete Gliederungen, sondern als kontinuierliche Einheiten im Sinne Beruttos (2004, S. 190–193) begriffen werden.

29 Die Magdalena betreffenden Nachrichten sind abgedruckt bei Kamann (1888), S. 122–124.

tafel und regulären Unterricht bei einem bekannten Schreibmeister, wenig später kaufte der Vater ihr auch ein Rechenbuch und gab sie zu einem Rechenmeister in die Ausbildung. Nach dem Tode ihres Vaters (1568) erledigte sie zeitweilig die Familienkorrespondenz für ihre kränkelnde Mutter, führte einen regen Briefwechsel mit ihrem jüngeren Bruder Paulus, der in Leipzig und Padua studierte, und informierte nach dem Tod beider Eltern ihre Geschwister über die Erbschaftsbestimmungen. Nach ihrer Eheschließung mit Balthasar war sie während dessen Abwesenheit nicht nur für die wirtschaftlichen Geschäfte verantwortlich, sondern vertrat die Familie auch bei gesellschaftlichen Anlässen. So berichtet sie etwa in ihren Briefen an Balthasar, dass sie in der letzten Woche zu einem großen Bankett auf der Burg eingeladen war, dass sie bei festlichen Anlässen Grafen und Gräfinnen vorgestellt wurde oder dass sie als Ehrengast an der Gründungsfeier der Altdorfer Akademie teilgenommen habe. Daraus ergibt sich insgesamt das Bild einer tatkräftigen und hochintelligenten Frau, die zudem vollständig in die gehobene Gesellschaftsschicht der Stadt integriert war, und daher keinerlei Schwierigkeiten gehabt haben kann, in formellen Situationen eine gehobene Sprachlage zu verwenden.³⁰

IV. Die Hypothese der Varietätenwahl und ihre phonologische Begründung

Die These des sprachlichen Unvermögens kann unter diesen Bedingungen kaum aufrechterhalten werden, so dass sich die Notwendigkeit ergibt, nach wahrscheinlicheren Erklärungen zu suchen. Dabei erscheint es sinnvoll, anstelle der Defizienzannahme zunächst von der entgegengesetzten Hypothese auszugehen und anzunehmen, dass Magdalena sich in einer mehr oder weniger bewussten Wahl zu dieser Varietät entschieden hat. Das würde bedeuten, dass ihr die Verwendung einer nächsprachlichen Schreibweise geeigneter erschien als die ihr durchaus bekannte Distanzsprache. Für das Verständnis einer derartigen Wahl kann das von Bourdieu entwickelte Habitus-Konzept hilfreich sein, nach dem Sprache wie Kleidung und Aufttrittsweise das Selbstverständnis einer Person oder Personengruppe zum Ausdruck bringt und damit ihre Positionierung innerhalb der sozialen Gliederungen.³¹ Verfolgt man diese Hypothese weiter, so sind

30 Eine Skizze von Magdalenas Leben gibt Kruse (2007), S. 377–405, die schwerpunktmäßig die Jahre nach Balthasars Tod (1600–1642) behandelt, in denen Magdalena Beauftragte des Nürnberger Rates für das städtische Hebammenwesen war.

31 Dazu die Literatur in Anm. 5.

zunächst jene zahlreichen negativen Bewertungen kritisch zu prüfen, die näher sprachliche Merkmale als Unbeholfenheiten, Dialektrückfälle oder Zeichen mangelnder Sprachbeherrschung deuten. Dabei ist zugleich zu fragen, ob diese Merkmale nicht im positiven Sinn als Indikatoren für sprachliche Präferenzen gelten können oder als Markierungen eines bestimmten Sprachstils. Besonders den phonologischen Differenzen zwischen Magdalena und Balthasar kommt in dieser Hinsicht eine Aussagekraft zu, da bei ihnen ein direkter Zusammenhang mit der gesprochenen Sprache am wahrscheinlichsten ist und sie zugleich mit der höchsten Frequenz in den Texten auftreten.

Tab. 2: Beispiele vokalischer und konsonantischer Kontraste zwischen den Varietäten

Magdalenas phonologische Regeln	Beispiele Magdalena	Beispiele Balthasar
1. Entrundung der Umlaute	<i>freila, kirzer, bese</i>	<i>fräulin, khürtzer, böse</i>
2. <i>a</i> -Verdampfung vor Nasal	<i>onfong, donk</i>	<i>anfang, dank</i>
3. <i>u</i> -Senkung vor Konsonanten	<i>dorch ↔ ankunft</i>	<i>durch ↔ ankonfft</i>
4. Keine Nukleus-Senkung	<i>meister, kleid</i>	<i>maister, klaid</i>
5. Nhd. Monophthongierung	<i>gut, mutter</i>	<i>guet, muetter</i>
6. Zusammenfall der <i>s</i> -Laute	<i>esen / lesen</i>	<i>essen / lesen</i>
7. Okklusion von { <i>w</i> }	<i>schbester, zbeifel</i>	<i>schwester, zweifel</i>
8. Lenisierung von { <i>t</i> -} zu < <i>d</i> ->	<i>dechter, dragen</i>	<i>töchter, tragen</i>
9. keine Behauchung von { <i>k</i> -}	<i>kein, kumen</i>	<i>khein, khomen</i>
10. Fortisierung von { <i>b</i> -} zu < <i>p</i> ->	<i>prif, porger</i>	<i>brieff, bürger</i>

Im Rahmen dieser Untersuchung konnten die zahlreichen Unterschiede allerdings nur in beschränktem Umfang behandelt werden, wobei die Auswahl auf fünf vokalische und fünf konsonantische Merkmalsdifferenzen fiel. Sie sind in der Überblicksskizze (Tab. 2) durch entsprechende Wortformen exemplifiziert und aus der Perspektive Magdalenas grammatisch charakterisiert.

1.) Die Entrundung der Umlautvokale tritt in Magdalenas Briefen besonders hervor, da sie in der offiziellen Schriftlichkeit der Stadt nur selten belegt wird, bei ihr aber in insgesamt 51 % der entsprechenden Wortformen durchgeführt ist, wobei jedoch die Anteile je nach Vokal schwanken und bei *kirzer* ›kürzer‹, *techter* ›Töchter‹, *bese* ›böse‹, *grien* ›grün‹ über 50 % betragen, bei *freila* ›Fräulein‹ und *creiz* ›Kreuz‹ unter 40 %. Balthasar vermeidet die Entrundung fast vollständig und

kennzeichnet die Umlautvokale meist durch Trema, wie in der modernen Orthographie.³² Dagegen blieben damals in der städtischen Schriftsprache die Umlaute meist noch unbezeichnet. Magdalena widerspricht in diesem Fall also sowohl der allgemeinen Schreibweise als auch der ihres Ehepartners, so dass ihre Bevorzugung dieses mesolektalen Merkmals kaum auf Unkenntnis oder Unvermögen zurückgehen kann, sondern eher für eine bewusste Divergenz spricht.

2.) Die vom Bairischen ausgegangene Verdumpfung der *a*-Laute war auch nach Nürnberg vorgedrungen, wurde aber in der Schriftlichkeit nur teilweise zum Ausdruck gebracht.³³ Dagegen berücksichtigt Magdalena dieses Merkmal in einer auffälligen Dichte, allerdings fast ausschließlich beim Kurzvokal {a} vor Nasalen,³⁴ so dass sie in 30 % der möglichen Fälle *kon, hond, long* usw. statt *kan, hand, lang* schreibt. Für eine Bewertung dieses bei Balthasar nicht belegten Merkmals erweist sich eine externe Textquelle als hilfreich, nämlich ein früherer Briefwechsel, den Magdalena in ihren Jugendjahren mit ihrem Bruder Paulus geführt hat, als dieser in Leipzig und Padua studierte.³⁵ Aus ihm geht hervor, dass Magdalena damals dieses Merkmal nur in 20 % der möglichen Fälle verwendet hat, so dass bis zum Beginn der Balthasar-Korrespondenz eine Zunahme um rund ein Drittel festzustellen ist. Damit steht fest, dass dieses mesolektale Merkmal nicht auf Unkenntnis oder unzureichenden Schulunterricht zurückzuführen ist, sondern eine Akzeptanz durch die Schreiberin bezeugt.

3.) Bei der Senkung von mhd. {u} zu <o> spielte bei den Ehepartnern der Lautkontext eine entgegengesetzte Rolle. Für Magdalena sind es die *r*-Verbindungen, die in 80 % der Fälle zu Schreibungen wie *dorch, korz, borg* führen, dagegen behält sie vor Nasalverbindungen das alte {u} bei, wie in *suntag, besonders* und *sunst* und ebenso wie in den für Nürnberg typischen Formen *kumen* und *vernumen*. Balthasar bietet dagegen in all diesen Fällen die Schreibung <on> bzw. <om> und geht dabei noch über den modernen Sprachgebrauch hinaus, indem er regelmäßig *ankonfft, zeittong* und *befonden* schreibt, während er die Senkung

³² Bei ihm finden sich nur die Belege *zeig* ›Zeug‹, *their* ›teuer‹, *freindlich* ›freundlich‹, *wetterleinish* ›wetterlaunisch‹, die insgesamt 0,2 % der einschlägigen Wortformen ausmachen.

³³ Dazu Tauber (1993), S. 29–31; Van der Elst (1989), S. 203; Moser (1929), S. 116–117.

³⁴ Durch geschweifte Klammern wird auf die etymologischen Lautpositionen verwiesen, die für das Normalmittelhochdeutsche angesetzt werden. Dabei wird bewusst auf die seit den 70er Jahren übliche Kennzeichnung durch Schrägstriche verzichtet, da es sich nicht um Phoneme handelt, die durch Minimalpaaranalysen nachgewiesen werden können. In spitzen Klammern sind die in den Texten repräsentierten Graphien gekennzeichnet.

³⁵ Dieser Briefwechsel umfasst 12 handschriftliche Briefe aus dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, Behaim-Archiv, Fasz. 106. Er wurde nach den Manuskripten transkribiert und für die Auswertung digitalisiert. Den Mitarbeitern des Germanischen Nationalmuseums danke ich herzlich für ihre Unterstützung.

vor *r*-Verbindungen einzig im Ortsnamen *Franckfortt* belegt. Eine Erklärung für diesen Gegensatz ist wahrscheinlich darin zu suchen, dass die Senkung vor *r*-Verbindungen in Nürnberg schon im 15. Jahrhundert einsetzte, die vor *n*-Verbindungen aber erst im 16.³⁶ Magdalena würde also hier an einer älteren Tradition festhalten, während Balthasar die neuere Entwicklung vertritt.

4.) Die Schreibung <ai> für mhd. {ei} hatte sich unter Einfluss der bairischen Nucleussenkung schon um 1350 in Nürnberg durchgesetzt, wohingegen der neu aus {i} entstandene Diphthong als <ei> bezeichnet wurde. Schon 100 Jahre später aber war man dazu übergegangen, die beiden Diphthonge unterschiedslos als <ei> wiederzugeben, was auch bei Magdalena die Regel ist und wie es dem Nhd. entspricht.³⁷ Balthasar dagegen bezeichnet den mhd. Diphthong {ei} regelhaft mit <ai, ay> und unterscheidet ihn mit den Graphien <ei, ey> von mhd. {i}.³⁸ Dies stellt eine Revitalisierung der alten Nucleussenkung dar, die sich im 16. Jahrhundert unter dem Einfluss des ›Gemeinen Deutsch‹ wieder ausbreitete.³⁹ Sie kann aber keineswegs wie häufig angenommen als rein schreibsprachliche Erscheinung verstanden werden, sondern muss zumindest in einem Teil der gesprochenen Varietäten lebendig geblieben sein, was indirekt auch durch die heutigen Dialekte bezeugt wird.⁴⁰ Aus damaliger Sicht muss Balthasars Sprache daher als modern gegolten haben, während Magdalenas Schreibweise, die aus der Retrospektive des Nhd. als zukunftsweisend erscheint, auch hier ein Festhalten an älteren Traditionen oder eine Zurückhaltung gegenüber neueren Sprachentwicklungen anzeigen könnte.

5.) Bei der nhd. Monophthongierung von {ie, üe, uo} zeigt sich, dass ein unterschiedlicher Entwicklungsstand dieses Lautwandels selbst innerhalb einer

³⁶ Zu den unterschiedlichen Kontextbedingungen der *u*-Senkung Moser (1929), S. 135–142; Tauber (1993), S. 77–81.

³⁷ Von den 234 Belegen für {ei} realisiert Magdalena 214 mit <ei, ey>, in 20 Fällen verwendet sie mit <a-> beginnende Graphien, die jedoch auf die sechs Lexeme *aeimer, haeil, aeigen, aeier, behaim* und *raisen* beschränkt sind, da sie in Nürnberg eine abweichende Ausspracheentwicklung genommen hatten. Das lässt darauf schließen, dass sie sich beim Schreiben am auditiven Monitoring ihrer Vorbildvarietät orientiert hat.

³⁸ Balthasar verwendet für {ei}, abweichend von den allgemeinen <ai>-Schreibungen, nur bei den drei Lexemen *ein, kein, klein* und dem Suffix *-heit* die Graphie <ei>, die damals schon eine gesonderte Lautentwicklung genommen hatten.

³⁹ Zu diesem mehrfachen Wechsel Noordijk (1925), S. 89, 117–119. Die Revitalisierung der alten Differenzierung in Form von <ai> und <ei> findet sich schon 1506 in der Chronik Heinrich Deichslers (dazu Müller 2002, S. 61–63), doch hielt etwa Albrecht Dürer wie später Magdalena an der davor geltenden einheitlichen Schreibung <ei> fest (Koller 1989, S. 95–98).

⁴⁰ Dazu Gebhardt (1907), S. 48, 51–53, 275–256. Auch Balthasar muss einen Lautunterschied gehört haben, sonst hätte er die 473 verschiedenen Wortformen mit dem aus {i} entstandenen Diphthongen nicht etymologisch zutreffend von dem aus {ei} entstandenen unterscheiden können.

Familie möglich war. Am deutlichsten wird das bei der Lautposition {uo}, die Magdalena zu 100 % monographisch als <u> wiedergibt, während Balthasar sie zu 51 % digraphisch in der Regel als <ue> realisiert. Auch bei {ie} besteht ein erheblicher Abstand, das Magdalena noch in 72 % der Fälle durch <ie> kennzeichnet, Balthasar dagegen noch deutlich traditioneller in 93 %. Aus der Retrospektive betrachtet steht also Magdalena dem nhd. Sprachstand näher, doch ist auch hier zu berücksichtigen, dass die Monophthongierung in Nürnberg schon um 1400 eingesetzt hatte und seither weit fortgeschritten war.⁴¹ Balthasars Sprachgebrauch dagegen ist also wiederum auf seine Orientierung am Oberdeutschen zurückzuführen, das den Diphthong am längsten bewahrte, und würde damit die damals modernere Variante vertreten. Magdalena entsprach dagegen einem schon lange in der Stadt belegten Sprachstand und bevorzugte damit die lokalen Traditionen.

6.) Besondere Beachtung unter den konsonantischen Differenzen verdient der Zusammenfall aller s-Laute bei Magdalena, so dass *befer* ›besser‹ wie *böfer* ›böser‹, *heifen* ›heißen‹ wie *eifen* ›eisen‹ jeweils mit der gleichen Graphie wiedergegeben werden und *nafe* sowohl ›nasse‹ als auch ›Nase‹ bedeuten kann. Denn dieser Zusammenfall betrifft eine alte Kontroverse der historischen Phonologie, bei der die eine Seite die Neutralisierung von scharfem und weichem s-Laut schon für das 13. Jahrhundert ansetzt und die heutige Trennung für eine moderne Entwicklung hält,⁴² während die andere Seite von einer kontinuierlichen Opposition der beiden s-Laute ausgeht.⁴³ Dabei kann Magdalenas Schreibweise als Beleg für die erste Auffassung gelten, während Balthasars Schreibung der entgegengesetzten These entspricht, da er die Opposition beider s-Laute nahezu lückenlos dokumentiert, indem er den scharfen s-Laut intervokalisches zu 98 % durch <ff, ß> wiedergibt, den weichen s-Laut jedoch zu 97 % durch <f>.⁴⁴ Diese gleichzeitige Bestätigung von zwei konträren Theorien durch ein Ehepaar wird jedoch nur dann zu einem Problem, wenn man eine monoglossische Mündlichkeit voraussetzt. Geht man dagegen von einem Nebeneinander von Nähe- und Distanzsprache aus, ist zu berücksichtigen, dass in kolloquialen Sprachlagen die Artikulations-

⁴¹ Schon in Ulman Stromers ›Püchel von meim geslecht‹ (vor 1407) erscheint anstelle des Diphthongs {ie} fast durchgehend <i> (Lexer 1862, S. 301).

⁴² Die umfangreiche Diskussion zu dieser These referiert Schulze (1967), S. 1–7, die in ihrer Untersuchung zu Nürnberg (S. 112–132) zu dem Ergebnis kommt, dass »bereits Ende des 13. Jh.s das Aufhören der Differenzierung der beiden Spiranten stattgefunden« hat. Dazu auch mit neuerer Literatur Paul: Mhd. Gr. (²⁵2007), S. 173.

⁴³ Diese Auffassung wird etwa von Reichmann/Wegera: Frühnhd. Gr. (1993), S. 110–115 vertreten, die auch auf die entsprechende Literatur verweist.

⁴⁴ In Magdalenas wie in Balthasars Orthographie ist das Lang-s <f> Regelschreibung, während das Rund-s <s> zur Kennzeichnung von Wortende und Majuskel dient.

stärke von Konsonanten reduziert werden kann, ohne dass dadurch die Fortisverwendung in der Distanzsprache beeinträchtigt wird. Das Nebeneinander der beiden Positionen innerhalb einer Familie, das indirekt die phonologische Kontinuitätsthese stützt, kann von Magdalenas Seite also als eine Markierung ihrer kolloquialen Sprachlage verstanden werden.

7.) Magdalenas Teilnahme an dem vom Bairischen ausgegangenen Lautwandel von {w} zum Verschlusslaut *b*, etwa in *beib* ›Weib‹, *gebelb* ›Gewölbe‹, *wiebol* ›wiewohl‹ stellt einen weiteren exklusiven Kontrast gegenüber Balthasar dar, der diese Erscheinung vollständig meidet.⁴⁵ Besonders nach dentalen Konsonanten verwendet Magdalena dieses Merkmal fast regelmäßig, so dass nach <fch> Schreibungen wie *fchbester* ›Schwester‹, *fchbam* ›Schwamm‹, *fchbein* ›Schwein‹ in 132 Fällen belegt sind, während Schreibungen wie *zbeifel* ›Zweifel‹, *zbar* ›zwar‹, *zbichsen* ›zwischen‹ für {zw-} rund 90 % der Belege ausmachen. Die bei diesem besonders auffälligen Merkmal naheliegende Vermutung, dass hier vielleicht doch eine mangelhafte Kenntnis der Distanzsprache eine Rolle gespielt haben könnte, lässt sich in diesem Fall wieder aufgrund von Magdalenas Jugendbriefen widerlegen. In ihnen ist die Schreibung <zb> gar nicht belegt und <fchb> wesentlich seltener als im späteren Briefwechsel mit Balthasar. Diese Vermehrung spricht daher für eine bewusste Verwendung oder zumindest für eine intuitive Bevorzugung.

8.) Anstelle des anlautenden {t-} erscheint bei Magdalena häufig die Graphie <d-> wie etwa in *dag* ›Tag‹, *dichsdebyg* ›Tischteppich‹, *dechter* ›Töchter‹, was für 38 % aller entsprechenden Wortformen gilt. Damit geht sie weit über das Ausmaß der bairischen Konsonantenschwächung von {t-} hinaus, so dass man auch einen Einfluss des Westmitteldeutschen auf Nürnberg in Erwägung zu ziehen hat, wo das unverschobene *d* schon immer heimisch war.⁴⁶ Bei Balthasar tritt diese Lauterscheinung trotz seiner Orientierung an der oberdeutschen Prestigesprache nur bei 3 % der entsprechenden Wortformen auf, was etwa der Häufigkeit im städtischen Sprachgebrauch entspricht. Dass Magdalenas Bevorzugung dieses Merkmals nicht auf Unkenntnis zurückzuführen ist, geht wieder aus ihren Jugendbriefen hervor, wo die *t*-Lenisierung nur zu 18 % auftritt und damit weniger als die Hälfte der in den späteren Texten belegten Häufigkeit ausmacht. Auch hier hat sich Magdalena also bis zu ihrer Heirat von der akrolektal orientierten Schreibsprache entfernt, was die Annahme einer divergenten Tendenz stützt.

9.) Ein exklusiver Kontrast zu Balthasar besteht wiederum bei der Behauchung von {k}, die von Magdalena strikt gemieden wird, bei Balthasar aber in

⁴⁵ Über Ursprung, zeitliche Verbreitung und Ausmaß dieses Lautwandels bestehen unterschiedliche Auffassungen: Reiffenstein (²2003), S. 2915–2916; Paul: Mhd. Gr. (²⁵2007), S. 36, 143; Reichmann/Wegera: Frühnhd. Gr. (1993), S. 86, 105.

⁴⁶ Dazu auch Paul: Mhd. Gr. (²⁵2007), S. 133–134.

den Schreibungen <kh> und <ckh> wie in *khomen* und *glückh* reichlich zum Ausdruck kommt. Sie geht auf die alte oberdeutsche Affrikate zurück und wird von Balthasar anlautend in 44 % der belegten Wortformen verwendet, und zwar der nordoberdeutschen Regel entsprechend nie vor Konsonanten, sondern nur vor Vokalen.⁴⁷ Aus der Retroperspektive des Nhd. erscheint Magdalenas Schreibweise zwar moderner, doch galt das nicht aus damaliger Sicht. Denn auch die {k}-Behauchung gehörte zu den externen Merkmalen, die erst mit dem Gemeinen Deutsch wieder nach Nürnberg gelangt waren, so dass Magdalenas Schreibweise auch hier ein Festhalten an der älteren städtischen Sprachtradition bezeugt.

10.) Die Fortisschreibung <p->, die im Bairischen auf die zweite Lautverschiebung zurückgeht, hatte das anfangs in Nürnberg geltende {b-} zeitweise gänzlich verdrängt und kommt bei Magdalena in Schreibungen wie in *prif*, *porger*, *erpermlich*, *kindpedt* ›Brief, Bürger, erbärmlich, Kindbett‹ in insgesamt 64 % aller einschlägigen Wortformen zum Ausdruck, während der entsprechende Anteil bei Balthasar nur 13 % beträgt. Bei der Beurteilung dieser Differenz ist zu bedenken, dass sich die *p*-Schreibungen schon seit Beginn des 16. Jahrhunderts im Rückzug befanden.⁴⁸ Magdalena lässt daher auch hier eine bewusste Bevorzugung der älteren Tradition erkennen, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass der Anteil der *p*-Schreibungen in ihren Jugendbriefen nur 25 % beträgt, sich also bis zu ihrem Briefwechsel mit Balthasar mehr als verdoppelt hat.

Aus der Analyse und Interpretation dieser zehn Sprachdifferenzen geht deutlich hervor, dass sie nicht auf eine mangelhafte Sprachbeherrschung Magdalenas zurückgehen und damit gegen die Defizienzthese sprechen. Deutlich wurde dagegen, dass Magdalena über Kenntnis aller akrolektalen Merkmale verfügte, jedoch auf ihre Verwendung verzichtete, was auf eine bewusste Divergenz zum Nürnberger Akrolekt deutet und damit die Hypothese der Varietätenwahl stützt. Dabei zeichneten sich für die Andersartigkeit ihrer Varietät gegenüber Balthasar verschiedene Dimensionen ab, von denen hier drei erwähnenswert erscheinen.

- In der Bevorzugung der mesolektalen und kolloquialen Merkmale, wie sie unter den Differenzpunkten 1.), 2.), 6.), 7.) und 8.) beobachtet wurden, zeichnete sich eine Tendenz zur Ungezwungenheit, Zurückhaltung und demonstrativen Bescheidenheit ab, die sich deutlich von Balthasars status- und prestigegeprägtem Sprachstil abhob.

⁴⁷ Über die räumliche und zeitliche Verbreitung Bürgisser (1988), S. 145–146, Moser (1951), S. 256–278.

⁴⁸ Das wird etwa daran sichtbar, dass in Dürers Autographen die *p*-Schreibungen noch dominieren, während in den zeitgenössischen Abschriften schon die *b*-Schreibungen herrschen (Koller 1989, S. 108).

- Eine zweite Dimension wurde bei den Differenzpunkten 3.), 5.) und 10.) sichtbar, wo Magdalena an den älteren und damit weniger hervortretenden Merkmalen des Nürnberger Sprachgebrauchs festhält, während Balthasar die modernen Varianten vertritt. Darin könnte eine Traditionsgebundenheit Magdalenas zum Ausdruck kommen, eher aber eine Tendenz zur Unauffälligkeit.
- Die Abneigung Magdalenas gegenüber den damals von außen kommenden Schreibspracheinflüssen, die bei den Differenzpunkten 4.), 5.) und 9.) deutlich wurde und die sich von Balthasars Markierungen von Weltläufigkeit unterschied, lässt eine Bevorzugung Magdalenas von Ortsbezogenheit, Vertrautheit und Familiarität erkennen.

Die Analyse der phonologischen Kontraste stützt damit insgesamt die These der Varietätenwahl und macht zugleich auch erste Umrisse vom sprachlichen Habitus der beiden Ehepartner sichtbar.

Da dieses Varietätenverhältnis über die 17 Jahre dieses Briefwechsels nahezu unverändert bleibt, ist anzunehmen, dass es auch in der Mündlichkeit zwei diachronisch konstante Entsprechungen gehabt hat. Diese gesprochenen Varietäten müssen damals einen festen Platz in den Gliederungen der Nürnberger Stadtsprache gehabt haben und galten offensichtlich als Selbstverständlichkeit, was etwa daran sichtbar wird, dass diese auffälligen Differenzen keinerlei Aufsehen oder Kritik ausgelöst haben. Man kann daher annehmen, dass damals zumindest in Patrizierkreisen ein unterschiedlicher Sprachgebrauch von Frauen und Männern als Normalität gegolten hat.⁴⁹

Geht man von dieser zumindest partiellen Generalisierbarkeit der beobachteten Befunde aus, dann lässt sich die Stellung der genderspezifischen Varietäten im Nürnberger Kommunikationsraum in einem vorläufigen Modell veranschaulichen (vgl. Abb. 6).

Zum Verständnis dieses Modells ist zu erläutern, dass die beiden unterhalb der Schriftlichkeitsebene dargestellten Flächen die mündliche Distanz- und Nähesprache darstellen, die bei der städtischen Oberschicht nebeneinander in Gebrauch waren. Unter den in den kleineren Kreisen angedeuteten gruppen- und institutionsspezifischen Varietäten gehören auch die für Frauen und Männer. Dabei ist auf der rechten Seite der Abbildung das normale Verfahren der Verschriftlichung abgebildet, bei dem die akrolektale Mündlichkeit als Referenzebene für die geschriebenen Texte dient, wie es für Literatur, Rechtswesen und Religion gilt und wie es auch für die private Schriftlichkeit der Männer anzunehmen ist. Demgegenüber ist auf der linken Seite die Abweichung vom traditionellen

⁴⁹ Dazu die Stichprobenzusammensetzung in Kap. 6.

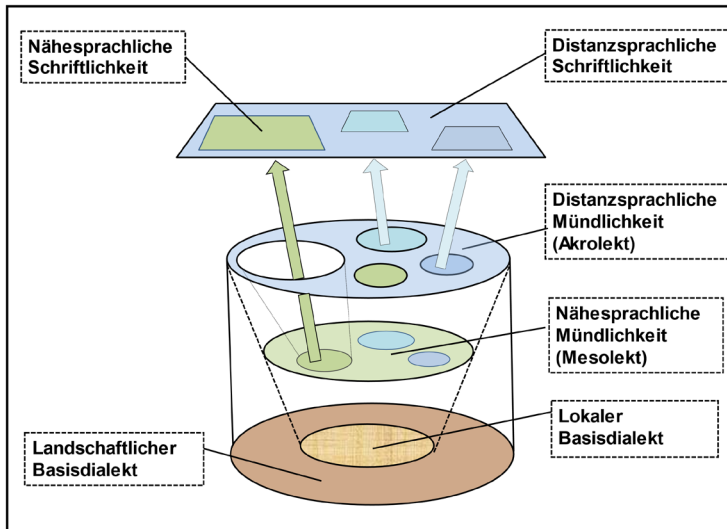


Abb. 6: Genderspezifischer Sprachgebrauch und Verschriftlichung im Varietätensystem⁵⁰

Verfahren dargestellt, die für die private Schriftlichkeit der Frauen anzunehmen ist, bei der sich die Schreibsprache an einer mesolektalen Varietät orientiert und die konventionelle Bezugsebene des Akrolekts übersprungen wird. Das deutet an, dass neben der internen Akzeptanz der mündlichen Sprachunterschiede auf weiblicher Seite zusätzlich ein Bestreben vorhanden gewesen sein muss, diese Andersartigkeit auch nach außen hin sichtbar zu machen.

V. Sprachausbildung und Genderlekt

Auch unter der Annahme einer bewusst in der Schriftlichkeit sichtbar gemachten Divergenz stellt sich die Frage, warum die Frauen damals ihren weiblichen Habitus im Unterschied zu den modernen Verhältnissen durch eine tiefere Sprachlage zum Ausdruck brachten und welche soziokulturellen Gegebenheiten die Bevorzugung des Mesolekts erklären können.⁵¹ In der bisherigen Diskussion darüber wurde meist die unterschiedliche Sprachausbildung als Quelle der Ungleichheit

⁵⁰ Zur Darstellungsweise dieses Modells vgl. Abb. 5.

⁵¹ Die damaligen Patrizierinnen legten im Übrigen großen Wert auf soziale Distinktion und ließen ihre Privilegien, teure Kleider und Schmuckstücke zu tragen, durch Kleiderordnungen schützen und von städtischen Beamten überwachen, dazu Zander-Seidel (1993), S. 176–188.

angesehen, wobei vor allem der Schreibunterricht als ausschlaggebender Faktor galt. Dies ist jedoch bisher niemals genauer konkretisiert worden, obwohl das Interesse am damaligen Schulwesen und an den historischen Orthographien in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen hat. Für die Herausbildung geschlechtsspezifischer Differenzen stellt dabei der Orthographieunterricht ein besonders aufschlussreiches Gebiet dar, da sich Benachteiligungen beim Schreibspracherwerb dort am deutlichsten ausgewirkt haben müssen. Hier bietet der Paumgartner-Briefwechsel besonders gute Voraussetzungen zur Klärung dieser Fragen, weil Magdalena und Balthasar zwei deutlich unterschiedliche Orthographiestile vertreten, aber auch weil im Inhalt ihrer Briefe wertvolle Informationen über die damaligen Schreiblernverfahren zur Sprache kommen.

In Nürnberg waren die Bedingungen für einen angemessenen Schreibspracherwerb damals besonders günstig, da der seit dem 15. Jahrhundert zunehmende Bedarf an Schreibkundigen dazu geführt hatte, dass neben den vier Gymnasien über 40 deutsche Stadtschulen entstanden waren, die, wenn auch gebührenpflichtig, für alle Bevölkerungsschichten offenstanden. Die Kinder erhielten dort in der Regel vom 6. bis 11. Lebensjahr Unterricht, wobei der Lehrplan neben Lesen und Schreiben auch Rechen- und Religionsunterricht umfasste. Für die Jungen bestand daneben die Möglichkeit, bis zum 14. Lebensjahr das Gymnasium zu besuchen, zu dem Mädchen keinen Zugang hatten. Allerdings konnte der Gymnasialbesuch nur wenig Einfluss auf die deutsche Sprachausbildung nehmen, da dort noch das Lateinische Unterrichtssprache und Hauptlehrgebiet war, so dass das Deutschsprechen den Schülern teilweise verboten war und schon deshalb nicht auf dem Lehrplan stand.⁵²

Auch wenn man für Magdalena und Balthasar einen gleich langen Schreibunterricht annimmt, muss man doch mit unterschiedlichen Ausbildungswegen rechnen, da die Väter, die damals in der Regel den Schulbesuch ihrer Kinder organisierten, auch die genderspezifische Karriere ihrer Kinder unter den bestehenden soziokulturellen Verhältnissen im Blick hatten. Unter diesem Aspekt kann Magdalena als besonders begünstigtes Mädchen gelten, da ihr Vater, wie aus seinem Rechnungsbuch hervorgeht, bildungsorientiert war und sie schon als Vierjährige mit ihrer jüngeren Schwester Sabina von einer Lehrfrau unterrichten ließ und die beiden dann im folgenden Jahr bei einem Schulmeister in die Ausbil-

52 Zum hohen Alphabetisierungsgrad Nürnbergs berichtet die Chronik Deichslers für das Jahr 1487, dass beim Besuch Kaiser Friedrichs III. auf dessen Wunsch »pei vier tausent lerkneblein und maidlein na der predig« vor der Festung erschienen seien, vgl. Endres (1982), S. 59. Heutige Schätzungen gehen von etwa 1000 Lateinschülern und fast 4000 Schülern deutscher Stadtschulen aus, dazu Endres (1983), S. 199–201. Zum Schulwesen auch Antl (1988), Beer (1990), S. 328–332.

nung gab. Dazu kaufte er ihnen ABC-Buch, Tafel und Rechenbuch und zahlte das Schulgeld bis zu ihrem 11. Lebensjahr. Über Balthasars Ausbildung gibt es zwar keine Aufzeichnungen, doch wird er wie die vier jüngeren Brüder Magdalenas bis zu seinem 14. Lebensjahr das Gymnasium besucht haben, was auch für seinen älteren Bruder Caspar bezeugt ist.⁵³ Der Besuch unterschiedlicher Schulen, wie er für Magdalena und Balthasar anzunehmen ist,⁵⁴ hatte damals schon deshalb weitgehende Folgen, weil es keine einheitlichen Lehrpläne gab, sondern der jeweilige Schulmeister für Lehrmethoden und Lerninhalte verantwortlich war und damit auch zu bestimmen hatte, welcher Orthographiestil dem Unterricht zugrunde gelegt wurde. Gerade in diesem Bereich aber bestanden damals sehr unterschiedliche, wenn auch wohlüberlegte Konzeptionen. So waren auch Magdalena und Balthasar von der Angemessenheit ihrer sehr unterschiedlichen Orthographien so überzeugt, dass während der 17 Jahre keine Annäherung der Systeme stattfand.

Über den genauen Ablauf des schulischen Sprachunterrichts und über den Schreibspracherwerbsprozess insgesamt ist aus dieser Zeit wenig bekannt, so dass die Nachrichten darüber, die in dem Briefwechsel selbst enthalten sind, eine wertvolle Quelle darstellen. Denn darin spielt der 1584 geborene Sohn der Paumgartners eine bedeutende Rolle, der wie sein Vater Balthasar hieß. Über dessen sprachliche Entwicklung berichtete Magdalena in ihren Briefen nach Lucca fast regelmäßig und legte dabei auch gelegentlich frühe Schreibproben ihres Sohnes bei. Sie belegen, dass der kleine Balthasar schon mit 3½ Jahren bei einem Schreibmeister Unterricht erhalten hat (vgl. Abb. 7), und machen damit das erstaunliche Interesse der Nürnberger Oberschicht am frühkindlichen Schreibspracherwerb deutlich.

Diese Schreibübungen sind auch sprachdidaktisch und orthographiegeschichtlich aufschlussreich, weil sie zeigen, dass damals am Anfang das Abmalen von Buchstabenformen stand, denen dann die Lautwerte zugeordnet wurden, während sich die neueren Lehrmethoden, wie sie von Ickelsamer entwickelt worden waren, offenbar noch nicht durchgesetzt hatten.⁵⁵ Auch die verbreitete Auffassung, dass damals der Leseunterricht generell dem Schreibunterricht vorangegangen sei, findet keine Bestätigung. Aus den Briefen der Folgezeit wird auch deutlich, dass der kleine Balthasar bereits zwei Jahre Schreibunterricht

53 Den Schulbesuch von Magdalenas Brüdern dokumentiert das Rechnungsbuch des Vaters 1558–1568 und seine Fortführung durch die Mutter (1568–1576), vgl. Kamann (1888), S. 39–169. Von Balthasars älterem Bruder Caspar Paumgartner ist eine lateinische Rede erhalten.

54 Literatur zum Schulbesuch der Mädchen bei Kammeier-Nebel (1996), S. 80–84.

55 Antl (1988), S. 122–150.

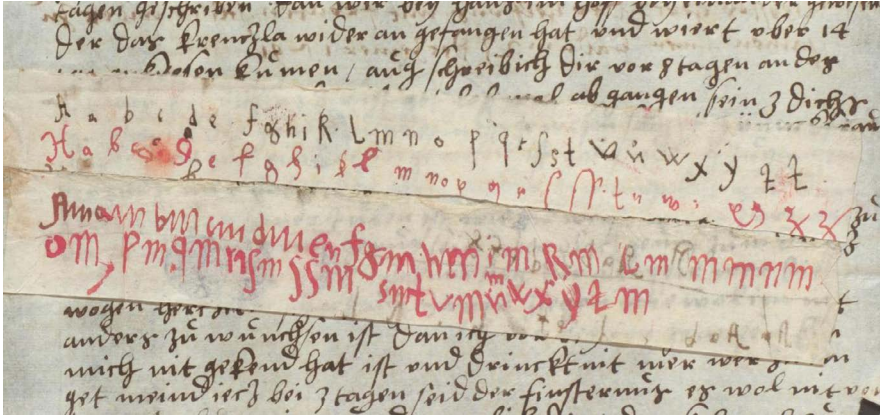
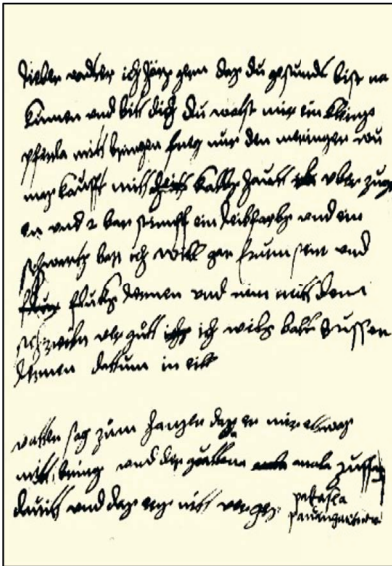


Abb. 7: Dem Brief vom 29.03.1588 beigelegte Schreibübung des 3½-jährigen Sohnes

erhalten hatte, bevor er im Alter von 5¾ Jahren von seinem Vater zum Herbstquartal 1590 in der Lateinschule angemeldet wurde.

Für die weitere Ausbildung besonders aufschlussreich ist der Brief des 7-jährigen Sohnes an seinen Vater, in dem er ihn auf mögliche Weihnachtsgeschenke aufmerksam macht (vgl. Abb. 8).



lieber vatter ich hörs gern das dü gefündt bist na
 kümen vnd bitt dich du welft mir ein kleins
 pferla mitt bringen freg nür den meringer wü
 mas kaüfft mitt kalbs haütt vber zügen
 vnd 2 bar stimpf ein leibfarbs vnd ein
 schwartz bar ich will gar früm sein vnd
 flüks lernen vnd nim mitt dem
 fchreiben ver gütt ich wils balt büffer
 lernen dattüm in eill

vatter sag züm hansen das er mir ettwas
 mitt bring vnd der güttenn annela züffa
 daüitt vnd das ers nitt verges paltafla
 paumgartner

Abb. 8: Brief des 7-jährigen Sohnes an den Vater (23. Dezember 1591)

Denn er ist offensichtlich selbständig verfasst worden, da sich die Orthographie deutlich von der mütterlichen unterscheidet und graphematisch eine eigenständige Regelmäßigkeit zeigt. Dieser Brief ist aber auch in phonologischer Hinsicht aufschlussreich, weil er einen Einblick in die Familiensprache gibt, die sichtbar die Bezugsebene für Schreibung bildete. Daran hat damals offenbar weder sein Schreibmeister noch sein erster Gymnasiallehrer Anstoß genommen.⁵⁶

Der kleine Balthasar ist aber nicht nur ein zentrales Thema dieses Briefwechsels, sondern auch das größte tragische Ereignis, an dem zugleich die Rollenverteilung innerhalb der Familie und die Position Magdalenas deutlich wird. Denn Balthasar stirbt mit 9 Jahren an einer schmerzhaften Leberentzündung, worüber Magdalena ihrem Mann, der sich gerade in Augsburg aufhält, ausführlich berichtet. Sie verbringt viele Nächte am Bett ihres Sohnes und versucht tagsüber alle Heilkünste Nürnbergs zu seiner Rettung zu mobilisieren. Sie bittet auch ihren Mann um Beistand, der jedoch in Augsburg gerade nicht abkömmlich ist und Nürnberg erst erreicht, nachdem sie schon in eigener Regie die Obduktion veranlasst hatte und die von ihr organisierte Beerdigungsfeier, zu der sie über 90 Gäste aus der Nürnberger Oberschicht geladen hatte, schon vorüber war.

Das intensive Interesse an Erziehung, Schulbesuch und Schreibspracherwerb, das bei Magdalena und Balthasar sichtbar wird, war im Nürnberg des 16. Jahrhunderts weit verbreitet, so dass auch sie selbst einen intensiven Schreibunterricht erhalten haben werden. Daher sind die erheblichen Differenzen, die zwischen ihren Orthographien bestehen, nicht auf unzureichenden Unterricht zurückzuführen, sondern auf die unterschiedlichen Lehrprinzipien der damaligen Orthographieschulen. Deren häufig wohlüberlegte Programme konnten sich damals in mindestens vier Regelbereichen unterscheiden, nämlich: 1.) im Inventar der verwendeten Graphien, 2.) in der Zuordnung der Graphien zu phonologischen Lautpositionen, 3.) in der Akzeptanz graphematischer Variation, 4.) in der Verwendung von Interpunktion und Hervorhebungen. In allen vier Bereichen bestehen zwischen Magdalena und Balthasar Unterschiede, von denen hier der erste etwas ausführlicher dargestellt wird, während die anderen nur kurz skizziert werden.

1.) Magdalenas Graphieninventar besteht im vokalischen Bereich aus 25 Graphien, was zahlenmäßig etwa dem Bestand der heutigen Orthographie entspricht, der bei Nerius mit 27 Graphien angesetzt ist.⁵⁷ In der Darstellung (vgl. Abb. 9) sind die Elementargraphien jeweils links herausgerückt, während die davon abgeleitete

⁵⁶ Die orthographische Sorgfalt zeigt sich etwa daran, dass <ü> und <i> regelmäßig superskribiert sind, im postvokalischen Auslaut immer <tt> erscheint und für {b-} abgesehen vom eigenen Namen durchgehend verwendet wird. Auf nächstsprachliche Lautungen gehen etwa die Schreibungen *na* ›hinab‹, *kumen* ›kommen‹, *pferla* ›Pferdlein‹, *freg* ›frag‹, *mas* ›man es‹ zurück.

⁵⁷ Nerius (42007), S. 122–123.

ten Kombinationsgraphien rechts davon angeordnet sind, wobei die Indexpfiffern das Vorkommen pro 1000 Wörter kennzeichnen.

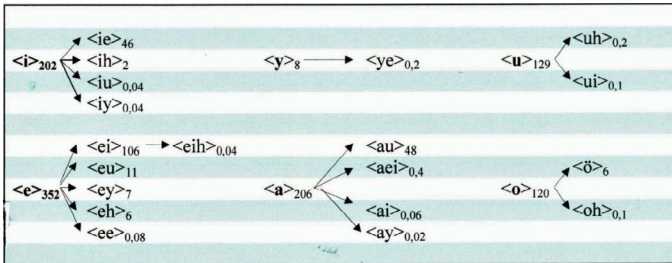


Abb. 9: Die 25 Vokalgraphien in Magdalenas Inventar

Dabei wird deutlich, dass ihre Orthographie die Laute im palatalen Bereich stark differenziert, wo 14 Graphien mit <i>, <y> oder <e> beginnen, während der velare Bereich nur durch 6 Graphien abgedeckt ist, wovon je drei mit <u> oder <o> beginnen.

Balthasar verwendet dagegen ein Inventar von 47 Vokalgraphien (vgl. Abb. 10), bei dem allein der *a*-Bereich in 16 Graphien differenziert ist, der *u*-Bereich in 7, der *o*-Bereich in 6 Graphien. Auch bei einem hier nicht abgebildeten Vergleich der Konsonanteninventare zeigt sich Balthasars mit 46 Graphien deutlich umfangreicher als das von Magdalena mit 39 Graphien, das aber immer noch größer ist als das der heutigen Orthographie, das mit 37 Graphien auskommt.⁵⁸

Der Umfang des Graphieninventars sagte damals allerdings wenig über die kommunikative Leistung einer Orthographie aus, denn schon im Hochmittelalter konnte der Gesamtumfang der Inventare selbst bei professionellen Schreibern zwischen 30 und 80 Graphien schwanken, was die Lesbarkeit der Texte nicht beeinträchtigte, sondern verschiedene Orthographiestile kennzeichnete. Dabei vertraten die graphienreichen Inventare einen lautdifferenzierenden Stil, die graphienarmen eine lautabstrahierenden.⁵⁹ In Magdalenas Schule war demnach ein schlichter Orthographiestil gelehrt worden, in Balthasars ein reicher.

2.) Auch die Regeln, nach denen die Graphien bestimmten Lautwerten zugeordnet wurden, waren abhängig von der Schreibschule, wobei der jeweilige Umfang des Graphieninventars eine wichtige Rolle spielte. So wurden durch Balthasars Graphienreichtum, wie an dem vorangegangenen phonologischen

⁵⁸ Nerius (⁴2007), S. 123–125.

⁵⁹ Zwischen den extremen Möglichkeiten, die schon für das 12. Jahrhundert belegt sind, bestand ein breites Spektrum von Abstufungen, dazu Mihm (2001), S. 577–586; (2016), S. 288–298.

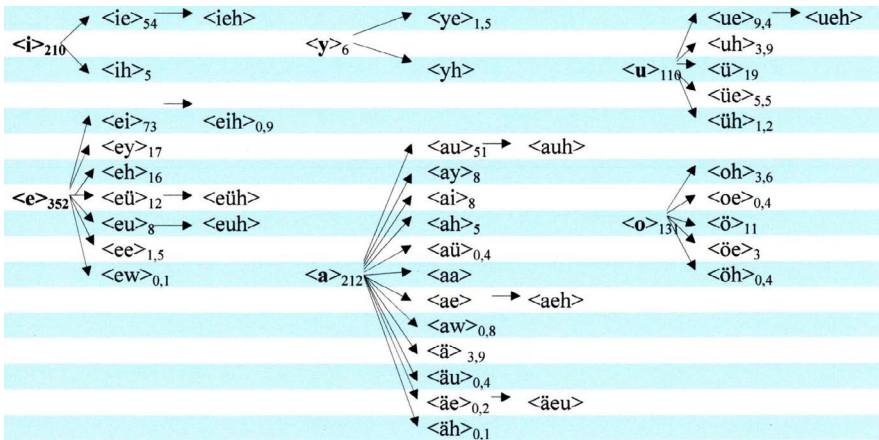


Abb. 10: Balthasars Inventar von 47 Vokalgraphien

Vergleich deutlich wurde, zahlreiche Lautdifferenzierungen möglich, die in Magdalenas System unter einer Graphie zusammengefasst waren.⁶⁰

3.) Der Spielraum für die Verwendung graphematischer Varianten identischer Wortformen wurde ebenfalls durch die Schreibschule beeinflusst. Bei Magdalena und Balthasar war die Lizenz dazu etwa gleich groß, von der sie auch reichlich Gebrauch machten. Das wird besonders am Kosenamen für den kleinen Balthasar deutlich (vgl. Abb. 11), für den Magdalena bei 23 Belegen sechs verschiedene Varianten verwendet, von denen keine mit einer der fünf Varianten Balthasars übereinstimmt, die er bei seinen 22 Belegen verwendet.

Zugrunde liegt diesem hypokoristischen Variationsspiel einerseits die im Namen Balthasar enthaltene Lautfolge *has*, die eine Assoziation zum Lexem ›Hase‹ nahelegte, andererseits die in Nürnberg ähnliche Aussprache für {b-} und {w-}, die eine weitere Verbindung zu ›Waldhase‹ herstellte. Die Unterschiede zwischen den beiden Variationsmustern beruhen darauf, dass Magdalena die Varianten mit w-Anlaut, umlautlosem *has* und dem Diminutiv *-la* bevorzugt, Balthasar dagegen jene mit b-Anlaut, umgelautetem {a} und den Suffixen *-le* oder

⁶⁰ Beispiele dafür sind etwa Balthasars Unterscheidungen von Kurz- und Langvokalen, die Differenzierung der dentalen Frikative, die systematische Trennung der Umlaute u. a. Bemerkenswert ist auch seine differenzierte Wiedergabe von {iu} als <eu>: *freund*, *neuhe* gegenüber {öu} und dem Umlaut von {û} als <äu>: *fräulîn*, *häuser*, da diese ursprünglich bairische Trennung schon in der Schriftlichkeit 15. Jahrhunderts aufgegeben wurde und offenbar in der Mündlichkeit fortbestanden hat (Reiffenstein ²2003, S. 2911–2912; Moser 1929, S. 209–212). Magdalena bevorzugt hier die Schreibungen *freind*, *neie*, *freila*, *heiser*.

	MAGDALENA		BALTHASAR
	Waldhasla		Balthäße
	Walhaser		Balthäßlin
{Balthasar}	Walthasla	{Balthasar}	Balthäsle
(23 mal)	Walthesla	(22 mal)	Balthaslin
	Balthasla		Balthasle
	Balthas		

Abb. 11: Die Varianten des Kosenamens für den kleinen Balthasar

-lin. Trotz dieser gemeinsamen Nutzung des Variationsspielraums bestehen im Übrigen deutliche Gegensätze, da Magdalenas Varianten überwiegend auf vokalischen Ambivalenzen und Nebenformen beruhen, Balthasars dagegen auf dem Wechsel zwischen Doppel- und Einfachkonsonanten oder den verschiedenen Möglichkeiten zur Kennzeichnung der Vokaldehnung.

4.) Die größten Unterschiede zeigen sich im Regelbereich der Interpunktion und der Großschreibung, da Magdalena gänzlich auf alle Satzzeichen verzichtet und ihren Text nur durch die Wortabstände gliedert, während Balthasar vor allem vom Komma Gebrauch macht, mit dem er nicht nur Teilsätze, sondern auch Ganzsätze abtrennt. Den Punkt verwendet er vor allem zur Gliederung von Inhaltsabschnitten. Den Folgetext nach einem Punkt beginnt er dann mit Großbuchstaben, die er sonst nur für Personen- und Ortsnamen oder hervorgehobene Begriffe verwendet. Bei Magdalena dagegen herrscht eine fast durchgehende Kleinschreibung.

Diese ausgeprägten Differenzen in allen vier Regelbereichen bleiben im Wesentlichen im Rahmen der Pluralität damaliger Schreibschulen und geben keinerlei Hinweise auf eine unzureichende Schreibausbildung oder schulische Benachteiligung Magdalenas. Allerdings ist dadurch nicht ausgeschlossen, dass ein Teil davon etwa durch den unterschiedlichen Schulbesuch von Mädchen und Jungen genderspezifisch bedingt sein könnte. Das aber könnte nur durch einen repräsentativen Orthographievergleich zwischen damaligen Frauen- und Männertexten nachgewiesen werden, der im Rahmen dieser Untersuchung nicht möglich war. Jedoch konnte hier ein Stichprobenkorpus herangezogen werden, das im Rahmen dieser Untersuchung angelegt wurde und das die gesammelten Briefe von jeweils fünf Schreiberinnen und Schreibern der Familie Behaim aus den Geburtsjahrgängen zwischen 1459 und 1560 umfasst.⁶¹ Dabei zeigte sich, dass

⁶¹ Insgesamt bestand die Stichprobe aus 61 Frauen- und 73 Männerbriefen, wobei neben den bereits veröffentlichten Korrespondenzen (Loose 1879, 1880; Kamann 1881, 1894) die umfangreichen Bestände aus dem Behaim-Archiv des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg heran-

die orthographischen Differenzen der drei ersten Regelbereiche sowohl innerhalb der Männergruppe als auch innerhalb der Frauengruppe in ebenso großem Umfang schwankten wie zwischen der Frauen- und der Männergruppe, so dass geschlechtsspezifische Differenzen nicht nachweisbar waren.

Im Regelbereich der Interpunktion und der Großschreibung wurde jedoch eine eindeutig genderspezifische Verteilung sichtbar. Denn die Frauen verzichteten, ebenso wie es bei Magdalena zu beobachten war, auf jegliche Satzzeichen und bevorzugten darüber hinaus generell die Kleinschreibung, während in der Männergruppe durchgehend Punkte, Kommas sowie gelegentliche Absatzzeichen verwendet wurden und die Großschreibung für Satzanfänge und bedeutende Begriffe in unterschiedlichem Maße üblich war. Im Gesamtsystem der Orthographie spielen Interpunktion und Großschreibung zwar keine zentrale Rolle, doch verdient diese weibliche Besonderheit schon deshalb eine genauere Beachtung, weil es vorerst dafür keine plausible Erklärung gibt. Denn sie kann kaum ein Lehrgegenstand in einem für Mädchen ausgelegten Curriculum gewesen sein und dürfte erst recht nicht auf eine für Mädchen schwer überwindbare Lernhürde zurückgehen. Sie kann daher aber auch kein Einwand gegen das Gesamtergebnis dieses auf die Sprachausbildung gerichteten Vergleichs sein, aus dem hervorgeht, dass weder die Differenzen in der Orthographie noch der Gebrauch mesolektaler Merkmale auf einen unvollkommenen Schreibunterricht und eine Vernachlässigung in der Spracherziehung zurückgeführt werden können, sondern bei anderen soziokulturellen Umständen zu suchen sind.

VI. Morphologie, Syntax und die Frage der Generalisierbarkeit

Über die morphologischen und syntaktischen Gegensätze zwischen Magdalena und Balthasar geben die Untersuchungen von Ebert (1998) und Fertig (2000) interessante Aufschlüsse, die beide mit umfangreichen Materialerhebungen und aufwändiger Methodik das Ziel verfolgen, den frühneuzeitlichen Sprachwandel in Nürnberg zu beschreiben. Fertig legte seiner morphologischen Studie ein Textkorpus von 19 Frauen und 31 Männern zugrunde, unter denen sich auch Magdalena und Balthasar befanden, und beobachtete daran die damals ablaufenden Wandlungsprozesse in der Formenlehre. Dabei zeigten sich deutliche

gezogen wurden. Den Mitarbeitern des Germanischen Nationalmuseums danke ich herzlich für die Hilfe bei der Autopsie und für die Zusendung von Fotokopien.

morphologische Differenzen zwischen der Frauen- und Männergruppe und auch zwischen Magdalena und Balthasar, die auszugsweise in Tab. 3 wiedergegeben sind. So bevorzugt Magdalena etwa die Verbformen *sein* ›sind‹ und *gewesen* sowie die präfixlosen Partizipien bei Plosivanlaut wie *bliben*, *dacht*, *kumen*, *grust* für ›geblieben, gedacht, gekommen, begrüßt‹. Balthasar verwendet dagegen *gewest* und die neuere Variante *se sind* sowie ausschließlich Präteritalpartizipien mit dem *ge*-Präfix.

Tab. 3: Morphologische Kontraste zwischen Magdalena und Balthasar (nach Fertig 2000)⁶²

Morph. Kategorie	Magdalena	Beleganteil	Balthasar	Beleganteil
1. + 3. Pl. Präs. Ind. von <i>sein</i>	<i>sein</i>	80 %	<i>seind</i> , <i>sind</i>	95 %
Part. Prät. von <i>sein</i>	<i>gewesen</i>	92 %	<i>gewest</i>	93 %
Part. Prät. von <i>nemen</i>	<i>genumen</i>	99 %	<i>genohmen</i>	100 %
Part.-Prät.-Präfix vor Plosiven	∅-	34 %	<i>ge-</i>	93 %
Part. Prät. von <i>tun</i>	<i>getun</i>	65 %	<i>gethon</i>	100 %
1. + 3. Sg. Prät. von <i>dürfen</i>	<i>derft</i>	100 %	<i>dürfft</i>	80 %

Fertigs Ergebnisse sind jedoch auch für die Frage der Generalisierbarkeit der Befunde aufschlussreich, da er die Verteilung der morphologischen Varianten auf die 50 Personen seines Untersuchungssamples analysierte. Dabei ergab sich eine Gliederung in vier Gruppen, bei der sich generell die Sprache der Männer und Frauen gegenüberstand und bei der sich die Männergruppe in Vertreter der Stadtverwaltung und Geschäftsleute aufteilte.⁶³ In der Frauengruppe zeigte sich dagegen eine deutliche Differenz zwischen den weltlichen Patrizierinnen und den Nonnen, die ebenfalls aus dem Patrizierstand stammten, was deutlich machte,

⁶² Ausführliche Erläuterungen zu den Variablen bei Fertig (2000), S. 46, 55, 84, 90, 118, 142. Die Varianten *genumen/genohmen*, *getun/gethon*, *derft/dürfft* betrachtet er dabei als Ausgleichsformen im Flexionssystem, nicht als phonologische Varianten.

⁶³ Fertig (2000), S. 144–147.

dass zwischen diesen Frauengruppen damals ein Standesunterschied bestand, der auch in ihrem sprachlichen Habitus zum Ausdruck kam.⁶⁴ Dabei hob sich der Sprachgebrauch der Nonnen vor allem durch eine größere Nähe zu den Vertretern der Stadtverwaltung ab, aber auch durch einen weitgehenden Verzicht auf mesolektale Merkmale.

Ebert legte für seine Studien zum syntaktischen Sprachwandel ebenfalls ein umfangreiches Briefkorpus von 16 Nürnberger Schreiberinnen und 28 Schreibern zugrunde, unter denen sich auch Magdalena und Balthasar befanden. Sein Interesse galt dabei dem Wortstellungswandel im Nebensatz, insbesondere der Ablösung der älteren Nebensatzstellung, z. B. *wenn ich deutsch soll reden*, durch die heutige Endstellung des Hilfsverbs *wenn ich deutsch reden soll*. Bei den Paumgartners zeigen sich auch hier deutliche Unterschiede (vgl. Tab. 4), da Magdalena, obwohl sie durchaus schon die moderne Regel verwendete, in allen drei von Ebert unterschiedenen Kategorien hinter Balthasar zurückblieb, wobei der durchschnittliche Abstand immerhin 22 % betrug.⁶⁵

Tab. 4: Durchsetzung der heutigen Verbstellung im Nebensatz (nach Ebert 1998)

Hilfsverb in Endstellung	Magdalena	Balthasar
<i>haben</i> -Präteritum	88 %	98 %
<i>sein</i> -Präteritum	56 %	94 %
Infinitiv-Konstruktion	70 %	87 %
Durchschnitt der Fälle	71 %	93 %

Auch Eberts Untersuchungsansatz ermöglicht es, diese Befunde mit den übrigen Schreiberinnen und Schreibern zu vergleichen, wobei sich zeigt, dass Magdalena nur knapp unter dem Durchschnitt der Patrizierinnen ihrer Altersstufe steht, der bei 76 % liegt, während Balthasar den Durchschnitt der Männer von 89 % leicht übertrifft. Da Ebert diese Variable verwendete, um die Innovationsbereitschaft bzw. Traditionsverbundenheit der Sprachteilhaber zu ermitteln, ist es bemerkenswert, dass auch hier die geistlichen Frauen eine deutlich größere Nähe zur

⁶⁴ So konnte Brandt (2013, S. 41–55) in ihren Untersuchungen zu geistlichen Bürgertöchtern nur geringe Unterschiede zur Männersprache feststellen. Allerdings ist mehrfach bezeugt, dass Mädchen, die für den geistlichen Stand vorgesehen waren, keine bessere Ausbildung erhielten als jene, die auf eine weltliche Laufbahn vorbereitet wurden.

⁶⁵ Ebert (1998), S. 83–87.

innovativeren Männersprache zeigten als die Patrizierinnen, wobei der Abstand zwischen den beiden Frauengruppen durchschnittlich 14 % betrug.⁶⁶

Sowohl im morphologischen wie im syntaktischen Bereich erwiesen sich damit die bei Magdalena und Balthasar beobachtbaren Differenzen als generalisierbar auf größere Frauen- und Männergruppen.⁶⁷ Daher stellt sich die Frage, inwieweit auch die oben beschriebenen phonologischen Unterschiede auf die Nürnberger Oberschicht verallgemeinert werden können. Da dazu bisher keine umfangreicheren Untersuchungen vorliegen, konnte auch hier nur auf das schon erwähnte Stichprobenkorpus von Briefen der Familie Behaim zurückgegriffen werden.⁶⁸ Dabei zeigte sich, dass sich der Sprachgebrauch der Frauen in diesem Bereich anders als in der Orthographie deutlich von dem der Männer unterschied, und zwar über den gesamten Zeitraum von drei Generationen (1459–1560). Dabei erwies sich der Sprachgebrauch innerhalb der Frauengruppe keineswegs als einheitlich, doch ließen sich immerhin sechs der zehn bei Magdalena und Balthasar untersuchten Differenzen (Tab. 2) auf die Frauen- und Männergruppe der Stichprobe verallgemeinern.⁶⁹ Dabei erwies es sich auch als ein generelles Merkmal der Frauengruppe, dass alle Schreiberinnen ihre Texte mit zusätzlichen mesolektalen Elementen anreicherten. Dazu dienten häufig auch Merkmale, die bei Magdalena nicht belegt waren. So verwendete etwa eine Großtante Magdalenas gestürzte Diphthonge wie in *betreubt* ›betrübt‹, *eider* ›jeder‹ usw., die zu den frühesten Belegen dieses Lautwandels gehören.⁷⁰ Magdalenas Schwägerin wie ihre Tante benutzten die monophthongierten Formen für {ei} und {ou} (*klat* ›Kleid‹, *glab* ›ich glaube‹),⁷¹ während andere Schreiberinnen ausgiebig von der *r*- und *l*-Metathese Gebrauch machten (*gorße* ›große‹, *handschalg* ›Handschlag‹) oder

⁶⁶ Ebert (1998), S. 167–169.

⁶⁷ Auch eine neuere syntaktische Untersuchung zur Relativsatzeinleitung in Nürnberg belegt eine hochgradige Differenz zwischen Frauen- und Männersprache, die sich allerdings im Lauf des 16. Jahrhunderts abschwächt (Morisawa 2020, S. 145–172)

⁶⁸ Zu dieser Stichprobe vgl. Anm. 63. In einer anderen Textsorte wird die dialektnähere Sprachlage der Patrizierinnen auch durch das Kochbuch der Susanna Harsdorffer (1557–1606) bezeugt, Beck (1925).

⁶⁹ In der Reihenfolge ihres Ausprägungsgrades waren das: 1.) Beibehaltung des alten {u} vor Nasalen wie in *sunst*, 2.) *t*-Lenisierung wie in *dag*, 3.) Zusammenfall der *s*-Laute wie in *heifjen*, 4.) Durchführung der Monophthongierung wie in *brif*, 5.) *w*-Okklusion wie in *beib*, 6.) Ablehnung der *k*-Behauchung. Auch bei zahlreichen in Tab. 2 nicht behandelten Differenzen zwischen den Paumgartners zeigte sich eine generelle Gültigkeit im Stichprobenkorpus.

⁷⁰ Die Briefe der 54 Jahre älteren Margareta Kammermeister (1506–1559) bieten dafür weitere Belege wie *deinen* ›dienen‹, *eizt* ›jetzt‹, *eye* ›je‹.

⁷¹ Magdalenas vier Jahre jüngere Schwägerin Rosina Behaim (1560–1610) verwendet ebenso wie ihre 38 Jahre ältere Tante Margareta Haller (1517–1572) darüber hinaus auch Formen wie *ham* ›Heim‹, *waß* ›ich weiß‹, *samen* ›säumen‹.

von der {o}-Senkung zu <a> (*gatt* ›Gott‹, *damas* ›Thomas‹).⁷² Daraus geht hervor, dass die Schreiberinnen keineswegs an einer Einheitlichkeit der Frauensprache interessiert waren, dagegen kontinuierlich die Distanz zur Männersprache aufrecht erhielten und teilweise sogar vergrößerten.

Unter diachronischem Aspekt lassen die Ergebnisse der Stichprobenuntersuchung erkennen, dass der Varietätenkontrast der Paumgartners in einer Entwicklung steht, die schon am Ende des 15. Jahrhunderts nachweisbar ist und im Laufe des folgenden Jahrhunderts eine kontinuierliche Steigerung erfahren hat, wobei die Sprachkontraste zwischen den Paumgartners offenbar einen Höhepunkt darstellen. Dies scheint jedoch in einem deutlichen Gegensatz zur kulturhistorischen Entwicklung der Stadt zu stehen, die gerade zu jener Zeit eine rapide Zunahme von Schulunterricht und Literalität erlebte, so dass eher eine Vereinheitlichung des Sprachgebrauchs zu erwarten wäre, nicht aber eine Auseinanderentwicklung von Varietäten. Für diese Entwicklung bieten die umfangreichen Nachrichten über die innerstädtischen Vorgänge und Gegebenheiten keine Erklärungshinweise, so dass man hier mit externen Einflussmöglichkeiten zu rechnen hat, wobei der Blick vor allem auf die genderspezifischen Sprachdifferenzen im übrigen Sprachgebiet zu richten ist.

VII. Genderbezogene Sprachdifferenzen in der Gesamtgesellschaft

Nach der damaligen Gesellschaftshierarchie standen die Nürnberger Patrizier, die sich selbst als Stadtadel betrachteten, unterhalb des Ritteradels, was von ihnen teilweise als ein Makel angesehen wurde, da sie aufgrund ihrer Finanzkraft und Welterfahrung oft wesentlich einflussreicher waren und durch ihre engen Kontakte zu den Fürstenhäusern deren gehobenen Lebensstil kannten. Dass dieser auch als erstrebenswertes Vorbild galt, wird etwa daran sichtbar, dass sie auf dem Nürnberger Markt Ritterturniere veranstalteten und nicht wenige unter ihnen sich Herrensitze in der Umgebung erwarben oder ein ›von‹ vor ihren Namen setzten. Für das Verständnis der genderspezifischen Sprachdifferenzen ist diese Ausrichtung am adligen Lebensstil von Bedeutung, weil in der Adelskultur schon lange die Sitte bestand, dass Frauen eine tiefere Sprachlage verwendeten als Männer.

⁷² Weitere {o}-Senkungen wie *antdanny* ›Anton‹, *altdraf* ›Altdorf‹, *jacab* ›Jakob‹ aber auch *r*- und *l*-Metathesen wie *fargen* ›fragen‹, *streben* ›sterben‹, *geschalgen* ›geschlagen‹ finden sich bei Margareta Kammermeister und Margareta Haller.

Dafür gab es zwar schon vorher vielfältige Belege,⁷³ doch ist es erst in den letzten Jahrzehnten zum Gegenstand sprachgeschichtlicher Untersuchungen geworden und wurde durch die Projekte zur Sprache österreichischer Adligenbriefe und zu den thüringischen Fürstinnenkorrespondenzen konkretisiert und bestätigt.⁷⁴ Besonders pointiert fasst etwa Lühr das Ergebnis ihrer Studie in der Formulierung zusammen: »Fürstinnen sind Dialektsprecherinnen«, womit sie allerdings nicht die Verwendung des Basisdialekts meint, sondern eine dialektal gefärbte Sprachlage, die sich jeweils von der ihrer männlichen Standesgenossen unterschied.⁷⁵ Eine genderspezifische Sprachverteilung dieser Art war offenbar in der Adelskultur des ganzen Sprachraums verbreitet und ist bis in weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts vielfältig belegt.

Zur Erklärung dieser Sprachkontraste wurde allerdings meist die sprachliche Benachteiligung der Frauen in der Erziehung angenommen, was gerade im Bereich des Adels besonders problematisch erscheint. Denn Restriktionen im Schulunterricht konnten hier keine Rolle spielen, da die jungen Adligen in der Regel durch Hofmeister und Hofmeisterinnen ausgebildet wurden. Gerade über die Adelshöfe aber ist bekannt, dass sie damals »herausragende Orte für Frauenbildung« waren, da ein besonderes Interesse der Eltern daran bestand, ihre Töchter auf die Beteiligung an einer standesgemäßen Lebensführung und auf die mögliche Zusammenarbeit mit einem zukünftigen Regenten vorzubereiten. Dementsprechend wurden seit dem Spätmittelalter anspruchsvolle Erziehungsprogramme für Mädchen des Adels entworfen, deren Erfolg zumindest in der Fremdsprachenausbildung durch eigenhändige Texte junger Damen in französischer, italienischer, lateinischer und gelegentlich sogar in griechischer Sprache belegt wird.⁷⁶

Zwischen den genderspezifischen Differenzen in den Briefen des Adels und denen des Nürnberger Patriziats bestehen in mehreren Punkten unübersehbare Übereinstimmungen. So sind die weiblichen Varietäten generell durch die Verwendung ausgewählter Dialektismen geprägt und ebenso durch Merkmale, die eine kolloquiale Aussprache signalisieren, wie etwa die Lenisierung der harten Verschluss- und Reibelaute. Bemerkenswert aber sind auch die Übereinstimmun-

⁷³ So etwa Bischoff (1955) über Fürstin Gisela Agnes von Anhalt-Köthen (1669–1740), Klettke-Mengel (1976) über Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (1510–1558).

⁷⁴ Wiesinger (2004a, 2004b, 2005, 2010); Rössler (2004a, 2004b); Prutscher/Seidel (2012); Klingner (2016); Lühr (2018).

⁷⁵ Lühr (2018), S. 87–96, 168–169.

⁷⁶ Die Ausbildung der Prinzessinnen schloss teilweise eine humanistische Bildung ein, die fast der ihrer Brüder entsprach, Jacobi (2013), S. 44–45, 66–69. Die Erziehungsinstruktionen deutscher Fürsten für ihre Töchter sahen neben Schreiben und Lesen Algebra, Französisch, Italienisch, Lateinisch, später auch Spanisch vor, dazu Multer (1998), S. 216–217, 227–235.

gen im Bereich der Orthographie, wo sich die Schreiberinnen nicht nur durch eine geringere Großschreibung von den Schreibern unterscheiden, sondern vor allem im Bereich der Zeichensetzung. Hier betrachteten die Schreiberinnen offensichtlich die Gliederung der Texte als eine Aufgabe der Leser, so dass auch die Damen des Hochadels teilweise bis weit ins 18. Jahrhundert auf die Verwendung von Punkten verzichteten. Da diese über 250 Jahre fortbestehenden Schreibgewohnheiten kaum durch eine Benachteiligung in der Erziehung verursacht sein können und eine besondere Schwierigkeit beim Erwerb der Zeichensetzung nicht zu erkennen ist, liegt es nahe, dies als ein konventionelles Signum für den weiblichen Schreibstil einer bestimmten Gesellschaftsschicht zu verstehen und diese Erklärung auch für die Verwendung von Dialektismen anderer Merkmale in Erwägung zu ziehen.

VIII. Ursprung und Umkehr des genderspezifischen Habitus

Für die Frage, warum gebildete Frauen über viele Jahrhunderte eine tiefere Sprachlage verwendeten als Männer, spielen die Entstehungsbedingungen dieser bis ins Mittelalter zurückgehenden Tradition eine wichtige Rolle. Denn damals war das Verhältnis der Geschlechter nach dem christlichen Ordo-Gedanken geregelt, nach dem Frauen und Männern unterschiedliche Pflichten auferlegt waren, die durch entsprechende Handlungsmuster erfüllt werden mussten.⁷⁷ Dabei wurde etwa von den Männern Tapferkeit, von den Frauen dagegen Demut verlangt, wobei diese Aufträge im Sinne eines ›doing gender‹ in entsprechenden Verhaltensweisen zum Ausdruck gebracht werden mussten. Dies betraf auch den Sprachgebrauch, der nicht nur durch kirchliche Vorschriften, sondern auch durch weltliche Tugendlehren reguliert wurde. Danach durften sich junge Damen nur an einem Gespräch beteiligen, wenn sie gefragt wurden, und mussten auch dann sanft und nicht zu laut sprechen. Wenn sie aber mehr Verstand hatten, dann sollten sie den Anstand und die Weisheit besitzen, nicht zu zeigen, wieviel sie davon hatten.⁷⁸ Dieses sprachliche Understatement gehörte damit fest zum weib-

⁷⁷ Bennewitz (1996), S. 28–29. Die theologischen Begründungen für die weibliche Unterordnung belegt ausführlich Ketsch (1984), S. 63–90.

⁷⁸ So in der Sittenlehre von Thomasin von Zirklare, Bennewitz (1996), S. 32–33, der Originaltext dort in Anm. 25, S. 472. Fast der gleiche Wortlaut bei Thomas von Aquin (Opitz 1996, S. 74). Zu den allgemeinen Sprachvorschriften für höfische Damen: Bumke (*1997), S. 477–483; Bennewitz (1996), S. 23–41.

lichen Tugendkanon und fand auch darin seinen Ausdruck, dass selbst Frauen der gehobenen Gesellschaftsschicht nicht die oberste, den Männern vorbehaltenen Sprachlage verwendeten, sondern eine bescheidenere dialektal gefärbte Sprachlage. Diese ursprünglich als Geste der Bescheidenheit verlangte Sprachhaltung wurde dann von Seiten der Frauen in unterschiedlicher Weise kultiviert, so dass er sich mit Konnotationen von Vertrautheit, Wärme und Anmut verbinden konnte und schließlich auch eine Abgrenzungsfunktion gegenüber dem als formell und geschäftlich empfundenen männlichen Sprachhabitus erfüllte.

Einen besonders aufschlussreichen Beleg aus wesentlich späterer Zeit bietet dafür eine Tagebucheintragung der Gräfin Johanna Theresia von Harrach (1639–1716), die zum Hochadel am Wiener Kaiserhof gehörte. Sie hatte acht Jahre als Hofdame am spanischen Königshof gelebt und dort auch ihren Ehemann, den kaiserlichen Botschafter von Harrach kennengelernt und geheiratet, mit dem sie einen lang andauernden Briefwechsel führte. Er hatte ihr 1665 ausnahmsweise einen nächstsprachlich gefärbten Brief geschrieben, wozu sie in ihrem Tagebuch bemerkte:⁷⁹

»... daß mir mein saz (schatz) schreibt, alß wan er mit mir reden dadt, is eß vill hibscher undt vill angenemer. von mir ist es ardinari, daß ich ihm schreib, alß wie ich redt; de moda gefaldt mir haubt woll.«

Hier wird unmittelbar deutlich, dass diese gebildete und mehrsprachige Dame ihre dialektal gefärbte Schreibweise ausschließlich mit positiven Werten verband, so dass sie sich über den nächstsprachlichen Versuch ihres Ehemannes freute. Dabei bezeugt sie zugleich, dass sie die unterschiedlichen Schreibweisen von Frauen und Männern als Selbstverständlichkeit betrachtete und ihr bewusst war, dass sie mit ihrer Sprachlage einen weiblichen Habitus markierte.

Daneben ist dieses Zitat aber auch für die Bewertung der Fremdwortschreibung interessant, denn für das damals gebräuchliche Fremdwort *ordinari* ›gewöhnlich‹ verwendet die Gräfin die dialektnähere Schreibung *ardinari*, wie es bei Fremdwortschreibungen in Frauentexten häufig zu beobachten ist. Von modernen Interpreten werden solche von der Originalsprache abweichenden Schreibungen meist zum Nachweis fehlender Fremdsprachkenntnisse benutzt. Das ist in diesem Fall sicher nicht erlaubt, vielmehr muss man hier wie in anderen Fällen mit einer Absicht oder Gewohnheit rechnen, Fremdwörter in der phonologischen Form zu verschriften, wie sie im aktuellen Sprachgebrauch im Umlauf waren. Solche Schreibungen können daher nicht als Beweis für fehlende weibliche Sprach-

⁷⁹ Zu diesem Briefwechsel Bastl (2000), dort das Zitat auf S. 422. Einen dialektologischen Vergleich von zwei Briefen dieses Ehepaars bietet Wiesinger (2005).

kennntnisse dienen, wie man auch die heutige gültige Schreibweise von Lehnwörtern nicht generell auf fehlende Fremdsprachkenntnisse zurückführen kann.

Die bei der Gräfin Harrach sichtbare positive Bewertung des weiblichen Sprachgebrauchs hatte damals noch weithin Gültigkeit, was auch dadurch bestätigt wird, dass selbst die Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) im privaten Bereich eine dialektnahe Sprachlage verwendete. Das aber war nur möglich, weil zu jener Zeit noch ein anderes Sprachwertsystem gegolten hat, in dem Merkmale tieferer Sprachlagen noch nicht als Kennzeichen von Bildungsmangel oder niedrigem Sozialstatus gewertet wurden, sondern, ähnlich wie heute ein französischer Akzent in bestimmten Gesellschaftskreisen als charmant und anmutig wahrgenommen wird, auch zur Markierung von Weiblichkeit dienen konnten.

Dieses Sprachwertsystem der frühen Neuzeit wurde erst abgelöst, als im Zuge von Aufklärung und nationalem Gedanken die Ziele der Sprachrichtigkeit und Spracheinheitlichkeit durchgesetzt wurden und das vorher geltende Kriterium einer hinreichenden Verständlichkeit in den Hintergrund drängten.⁸⁰ Dieser von den damaligen Grammatikern und Sprachlehrern mit Nachdruck vorangetriebene Wechsel des Sprachwertsystems, bei dem auch Stigmatisierung älterer oder regionaler Sprachmerkmale als geeignetes Mittel erschien, führte auch zu einem direkten Angriff auf den genderspezifischen Sprachgebrauch der Frauen, der nun als falsch und pöbelhaft denunziert wurde. So schreibt etwa 1787 ›Der wienerische Sekretär auf alltägliche Fälle:‹⁸¹

»Das Frauenzimmer masset sich ein Privilegium an, unrichtig sprechen zu dürfen ... Es ist ein recht auffallender unangenehmer Kontrast, wenn ein schöner Mund die Sprache des niedrigen Pöbels spricht, und wenn die mit der besten Wahl gekleidete Dame, so pöbelhaft als ihre Küchenmagd redet.«

Hier wird also der traditionelle Sprachhabitus der Damenwelt als ein angemessenes Privileg kritisiert, das unvereinbar mit den übrigen Repräsentationsformen höfischer Weiblichkeit wie etwa mit gepflegtem Aussehen oder mit eleganter Kleidung sei und mit dem Jargon von Küchenmägden gleichgesetzt wird.

Dieser Wechsel des Sprachwertsystems, der der Ausgangspunkt für die heutige Unterscheidung von Standard und Substandard wurde, hat sich in den verschiedenen Regionen und Sprachschichten zu unterschiedlichen Zeiten vollzogen, wobei ihm der Abbau der traditionellen Differenzen zwischen weiblichem und männlichem Sprachhabitus mit geringem Abstand nachgefolgt sein wird.

⁸⁰ Dazu Knoop (1988).

⁸¹ Als Autor wird ein Samuel Riedl genannt, dessen Identität allerdings nicht geklärt ist. Der Text ist nach Wiesinger (1995), S. 327 zitiert.

Dabei dürfte sich zunächst bei den Frauen der Oberschicht die Gebrauchshäufigkeit der Nähesprache zugunsten der Distanzsprache verschoben haben, doch ist über den genauen Verlauf dieser Entwicklung bisher wenig bekannt, so dass er vor allem aus der Kritik von Sprachpädagogen und Germanisten erschlossen werden muss, die an der bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts verwendeten Frauensprache Anstoß genommen haben. Als Beispiel dafür kann hier eine Arbeit von 1938 über die Sprache von Goethes Mutter Catharina Elisabeth geb. Textor (1731–1808) dienen, in der es heißt: »Es wimmelt in diesen Briefen von Schreibfehlern, von Verstößen gegen Rechtschreibung und Grammatik, von mundartlichen Entgleisungen.« Zur Entschuldigung verweist die Verfasserin auch darauf, dass ähnliche Mängel bei der Herzogin Anna Amalia und bei Freifrau von Stein festzustellen seien. Das hindert sie aber nicht, diesen als fehlerhaft empfundenen Sprachgebrauch auf »mangelhafte Schulbildung« zurückzuführen, was für Anna Amalia und Frau von Stein kaum einleuchten kann, aber auch nicht für Goethes Mutter, die immerhin die Tochter des Stadtschultheißen Dr. jur. Textor war und über französische und italienische Sprachkenntnisse verfügte.⁸²

Einen adäquateren Zugang zur Frauensprache dieser Zeit eröffnen Reiffensteins Untersuchungen zu den Briefwechseln der Familien Mozart und Goethe, die bereits, ohne die genderspezifische Tradition zu berücksichtigen, deutlich machen, dass die Frauen offenbar bewusst einen gewissen Abstand von den distanzsprachlichen Normen halten, die für die Männer ausschlaggebend waren.⁸³ Ein spätes und extremes Beispiel dafür bietet die Geliebte und spätere Ehefrau Goethes Christiane Vulpius (1765–1816). Sie war die Tochter eines Berufsschreibers und Schwester eines akademisch gebildeten Erfolgsautors, zeigt aber in ihrer Korrespondenz mit dem damaligen Dichturfürsten eine Schreibweise, die auch bei einem wohlwollenden modernen Leser den Eindruck von Bildungsmangel und unzureichendem Schulunterricht erwecken muss. Dennoch ist auch bei ihr anzunehmen, dass sie noch in der weiblichen Habitustradition steht, die in dieser Weise Unbefangenheit, Nähe, Natürlichkeit und vielleicht auch Naivität zum Ausdruck bringen wollte. Denn aus einem Teil der späteren Briefe geht deutlich hervor, dass sie nicht nur die Orthographie, sondern auch eine Sprachlage beherrschte, die den damaligen distanzsprachlichen Normen entsprach.⁸⁴ Damit bietet Christiane wahrscheinlich einen der letzten Belege dafür, dass die seit der frühen Neuzeit sichtbaren genderspezifischen Sprachdifferenzen nicht aus einem

⁸² Merkel (1938), S. 8–13.

⁸³ Reiffenstein (2000, 2009); Ähnliches gilt für die Briefe von Schillers Mutter, Russ (2002).

⁸⁴ Dazu die 4 Faksimiles von Christianes 12 Briefen an Nicolaus Meyer (1802–1807), die Schrieker (1887), S. 42 ff. wiedergibt. Reiffenstein (2000), S. 291 sieht eine Annäherung an eine gehobene Sprachlage in Christianes Briefen aus Lauchstädt (1803).

sprachlichen Unvermögen der Frauen oder einer Benachteiligung in der Sprachausbildung hergeleitet werden können, sondern aus einer Jahrhunderte lang kultivierten Divergenz zwischen weiblichem und männlichem Sprachhabitus.

IX. Resümee

Die Vorgeschichte der heutigen Sprachunterschiede zwischen Frauen und Männern hat sich in dieser Studie als fruchtbares Forschungsfeld erwiesen, auf dem wichtige Erkenntnisse für die gegenwärtige Genderlinguistik zu gewinnen sind, aber auch neue Perspektiven auf die Sprachgeschichte und die Kulturgeschichte insgesamt. Aufschlussreich für alle drei Bereiche war vor allem, dass die Distanzen zwischen weiblichem und männlichem Sprachgebrauch in der Geschichte wesentlich größer waren als heute und sich in hohem Maße als wandelbar erwiesen. Das wurde besonders am vollständigen Wechsel der Verhältnisse im Jahrhundert zwischen 1750–1850 sichtbar, der die Abhängigkeit der sprachlichen Differenzen von den soziokulturellen Gegebenheiten bezeugte.

Eine besondere Herausforderung für das Verständnis der sprachgeschichtlichen Verhältnisse stellte der Tatbestand dar, dass gebildete Frauen der frühen Neuzeit es bevorzugten, eine tiefere, d. h. dialektnähere Sprachlage zu verwenden als die Männer. Das wurde fast überall, wo es bisher beobachtet worden war, auf eine unzureichende Sprachfähigkeit der Frauen zurückgeführt, die durch die Benachteiligung in der Erziehung bedingt sei. Eine Überprüfung dieser bisher nur unzureichend begründeten Auffassung, die hier als Defizienzthese bezeichnet wurde, war daher ein Ziel dieser Studie. Dies war jedoch nur durch eine umfangreiche empirische Untersuchung zu erreichen, die die Sprachkontraste zwischen den Geschlechtern auf den verschiedenen linguistischen Ebenen konkretisierte und damit als Grundlage für die Diskussion über Entstehungsursachen und Funktionen dienen konnte. Als geeignete Untersuchungsbasis dafür erschienen die stadtsprachlichen Quellen des 16. Jahrhunderts, unter denen sich besonders der in Nürnberg entstandene Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner empfahl, auch weil es die reiche Überlieferung der Stadt zusätzlich ermöglichte, die biographischen, sozialen und kulturellen Kontexte zu berücksichtigen.

Ein überraschendes Ergebnis des Sprachvergleichs der beiden Ehepartner war zunächst das Ausmaß der linguistischen Kontraste, die wesentlich größer waren als die Differenzen, die bisher zwischen den diastratischen und diaphasischen Varietäten dieser Zeit beobachtet werden konnten, und die damit die große Bedeutung der genderspezifischen Varietäten belegten. Der Vergleich bestätigte aber auch, dass Frauen eine wesentlich tiefere Sprachlage verwendeten als

Männer, und wurde damit zum Ausgangspunkt für eine Klärung der Entstehungsursachen dieser Sprachlagenverteilung. Dabei konnte durch eine Einzelanalyse der differenzierenden Sprachmerkmale und ihrer Verwendungszusammenhänge nachgewiesen werden, dass der weibliche Sprachgebrauch nicht auf Unkenntnis oder mangelnde Beherrschung gehobenerer Sprachlagen zurückging und eine unzureichende Spracherziehung als Ursache nicht in Frage kam. Gleichzeitig wurden jedoch auch zahlreiche Anzeichen dafür sichtbar, dass die Sprachdifferenzen auf eine mehr oder weniger bewusste Wahl zurückgingen, hinter der eine Tendenz zur sprachlichen Divergenz erkennbar wurde.

Die Tragfähigkeit der daraus entwickelten Divergenzhypothese wurde zunächst durch die Einbeziehung einer Gruppe von Nürnberger Patrizierinnen und Patriziern überprüft und bestätigt. Noch fruchtbarer erwies sich ein Vergleich mit einem Sprachgebrauch des Hochadels, für den schon wesentlich früher eine genderspezifische Sprachverteilung bezeugt ist. Dabei zeigte sich eine weitgehende Übereinstimmung, die es erlaubte, die Nürnberger Befunde als Teile eines Gesamtphänomens zu betrachten, das einen festen Platz in der Gesellschaftskultur des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit hatte.

Eine Erklärung für diesen übergreifenden Tatbestand und insbesondere für die weibliche Verwendung einer tieferen Sprachlage war daher im Zusammenhang mit den kulturgeschichtlichen Gegebenheiten des Mittelalters zu suchen. Dabei lag es nahe, die Verpflichtung der Frauen zur Demut gegenüber Männern als Ausgangspunkt anzunehmen, die nach der Geschlechterdifferenzierung der damaligen Theologie als gottgewollt galt und auch im Sprachverhalten zum Ausdruck gebracht werden musste. Das damit geforderte sprachliche Understatement der Frauen und die damit verbundene Verwendung tieferer Sprachlagen gelangten dann auch in den weltlichen Tugendkanon höfischer Frauen. Von ihnen wurde diese Sprachlage dann in unterschiedlicher Weise kultiviert, wobei sie sich teils mit Konnotationen von Vertrautheit und Anmut verband, teils auch von Eigenständigkeit und weiblichem Selbstbewusstsein. Durch diese neuen Funktionen, die bisher allerdings nur in Andeutungen greifbar wurden, konnte diese Varietät dann in unterschiedlicher Weise einen weiblichen Habitus präsentieren, was sicherlich auch als ein Grund für die Fortdauer dieser Divergenz über die folgenden Jahrhunderte gelten kann.

Für die diachronische Tradition konnte aufgrund der Untersuchungsergebnisse und der bisher veröffentlichten Befunde nur ein grober Umriss gewonnen werden. Danach wurde die zuerst im Adel bezeugte Sprachlagenverteilung, die sicherlich zu keinem Zeitpunkt für alle Frauen gegolten hat, schon im 15. Jahrhundert auch in die Stadtsprachen übernommen, wobei Nürnberg unter den damaligen Großstädten wahrscheinlich eine führende Rolle spielte. Von dort breitete sich diese anfangs nur in Patrizierkreisen übliche Sprachlagenverteilung

in breiteren Bürgerschichten aus, wo sie, wie die späteren Untersuchungen zum Sprachgebrauch innerhalb von Familien belegen, in unterschiedlichen Graden und Ausprägungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch blieb.

Den entscheidenden Wendepunkt der genderspezifischen Sprachentwicklung stellte der grundlegende Wechsel des Sprachwertsystems dar, der im Zuge der Aufklärung und des nationalen Gedankens durchgesetzt wurde und der die Kriterien der Sprachrichtigkeit und Spracheinheitlichkeit zu obersten Prinzipien erhob. Das führte zu einer Stigmatisierung des weiblichen Sprachgebrauchs als falsch und fehlerhaft und löste dynamische Prozesse aus, die schließlich die Umkehr der Sprachlagenverhältnisse bewirkten. Besonders bemerkenswert daran erscheint, dass diese Prozesse nicht zu einer Vereinigung der beiden Varietäten führten, sondern dazu, dass heute die weibliche Varietät standardnäher ist als die männliche, was nicht zuletzt gegen die Defizienzthese spricht und für den Fortbestand einer Divergenztendenz.

Literatur

- Ágel, Vilmos u. Mathilde Hennig (Hgg.) 2006: Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650–2000, Tübingen.
- Antl, Herbert 1988: Das Elementarschulwesen der Reichsstadt Nürnberg. Die Deutschen Schulen in Nürnberg vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit, Dissertation, LMU München.
- Ayaß, Ruth 2008: Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung, Stuttgart.
- Bastl, Beatrix 2000: Tugend, Liebe, Ehre. Die adelige Frau in der frühen Neuzeit, Wien.
- Beck, Christoph 1925: Die Nürnberger Mundart aus einem Kochbuch des 16. Jahrhunderts, in: Nürnberger Beiträge zur Volks- und Altertumskunde 1, S. 69–72.
- Beer, Mathias 1990: Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400–1550), Nürnberg.
- Bennewitz, Ingrid 1996: »Darumb lieben Toechter / seyt nicht zu gar fürwitzig ...« Deutschsprachige moralisch-didaktische Literatur des 13.–15. Jahrhunderts, in: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hgg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt/Main, S. 23–41.
- Bischoff, Karl 1955: Anhaltisch um 1700, in: Zeitschrift für Mundartforschung 23, S. 14–22.
- Bourdieu, Pierre 1982: Der Sozialraum und seine Transformationen, in: Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main, S. 171–210.
- 1997: Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld, in: Margarete Steinrück (Hg.): Der Tote packt den Lebenden, Hamburg, S. 59–78.
- Brandt, Gisela 1998: Männlicher Sprachgebrauch – weiblicher Sprachgebrauch. Wo liegt zu Luthers Zeiten die Differenz? in: Gisela Brandt (Hg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs, Bd. 3: Forschungsberichte und feministische Fragestellungen, Stuttgart, S. 67–84.

- 2012: Diskursbereiche, in denen Frauen schriftlich handeln und Sprachgeschichte schreiben – dargestellt nach den Beiträgen der Konferenzreihen ›Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs« und »Historische Soziolinguistik des Deutschen«, in: Gisela Brandt (Hg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs, Bd. 10, Stuttgart, S. 241–343.
- 2013: Nürnberger Bürgertöchter der frühen Neuzeit im historiographischen und privatbrieflichen Diskurs, in: Christoph Kolbeck [u. a.] (Hgg.): Stadtsprache(n) – Variation und Wandel. Beiträge der 30. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung, Regensburg, 3.–5. Oktober 2012, Heidelberg, S. 41–55.
- Brunner, Horst 2018: Die Reichsstadt als Raum der Literatur. Skizze einer Literaturgeschichte Nürnbergs im Mittelalter, in: Horst Brunner: Literarisches Leben. Studien zur deutschen Literatur, Berlin, S. 245–261.
- Bumke, Joachim ⁸1997: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, München.
- Bürgisser, Max 1988: Die Anfänge des frühneuhochdeutschen Schreibdialekts in Altbayern. Dargestellt am Beispiel der ältesten deutschen Urkunden aus den bayerischen Herzogskanzleien, Stuttgart.
- Busch, Florian 2020: Writing Gender. Geschlechterrollen und metapragmatische Positionierung im digitalen Schreiben, in: Jannis Androutsopoulos u. Florian Busch (Hgg.): Register des Graphischen. Variation, Interaktion und Reflexion in der digitalen Schriftlichkeit, Berlin, S. 215–251.
- Dittmar, Norbert 1997: Grundlagen der Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben, Berlin.
- Ebert, Robert Peter 1998: Verbstellungswandel bei Jugendlichen, Frauen und Männern im 16. Jahrhundert, Tübingen.
- Elementaler, Michael 2018: Historische Graphematik des Deutschen. Eine Einführung, Tübingen.
- Elspaß, Stephan 2010: Zum Verhältnis von ›Nähegrammatik‹ und Regionalsprachlichkeit in historischen Texten, in: Vilmos Ágel u. Mathilde Hennig (Hgg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung, Berlin u. New York, S. 65–84.
- Elst, Gaston van der 1989: In welchem Maße ist das Nürnberger Frühneuhochdeutsch um 1500 auch nürnbergisch? in: Erwin Koller, Werner Wegstein u. Norbert R. Wolf (Hgg.): Bayerisch-österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung 1986, Würzburg, S. 194–211.
- Endres, Rudolf 1982: Sozial- und Bildungsstrukturen fränkischer Reichsstädte im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit, in: Horst Brunner (Hg.): Literatur in der Stadt. Bedingungen und Beispiele städtischer Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts, Göttingen, S. 37–72.
- 1983: Das Schulwesen in Franken im ausgehenden Mittelalter, in: Bernd Möller [u. a.] (Hgg.): Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Göttingen, S. 173–214.
- Engler, Steffani ³2010: Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung, in: Ruth Becker u. Beate Kortendiek (Hgg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden, S. 257–256.
- Fertig, David 2000: Morphological Change Up Close. Two and a Half Centuries of Verbal Inflection in Nuremberg, Tübingen.
- Gebhardt, August 1907: Grammatik der Nürnberger Mundart unter Mitwirkung von Otto Bremer, Leipzig.
- Graser, Helmut 2011: Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit – die Stimme der einfachen Leute in der Stadt der Frühen Neuzeit? in: Stephan Elspaß u. Michaela Negele (Hgg.): Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit, Heidelberg, S. 15–48.

- Günthner, Susanne, Dagmar Hüpper u. Constanze Spieß (Hgg.) 2012: Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität, Berlin.
- Hernandez-Campoy, Juan Manuel u. Natalie Schilling 2012: The Application of the Quantitative Paradigm to Historical Sociolinguistics: Problems with the Generalizability Principle, in: Juan Manuel Hernandez-Campoy u. Juan Camilo Conde-Silvestre (Hgg.): The Handbook of Historical Sociolinguistics, Chichester, West Sussex [u. a.], S. 63–79.
- Jacobi, Juliane 2013: Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Von 1500 bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main.
- Jespersen, Otto 1925: Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung, Heidelberg.
- Kamann, Johann 1881: Aus Paulus Behaims I. Briefwechsel, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, 3, S. 73–154.
- 1888: Aus Nürnberger Haushaltungs- und Rechnungsbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts, Tl. 2: Aus Paulus Behaims I. Haushaltsbüchern, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 7, S. 39–168.
- 1894: Aus dem Briefwechsel eines jungen Nürnberger Kaufmanns im 16. Jahrhundert, in: Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum, Jg. 1894, S. 9–56.
- Kammeier-Nebel, Andrea 1996: Frauenbildung im Kaufmannsmilieu spätmittelalterlicher deutscher Städte, in: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hgg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt/Main, S. 78–90.
- Ketsch, Peter 1984: Frauen im Mittelalter: Quellen und Materialien, Bd. 2: Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft, hrsg. von Annette Kuhn, Düsseldorf.
- Kielkiewicz-Janowiak, Agnieszka 2012: Class, Age, and Gender-based Patterns, in: Juan Manuel Hernandez-Campoy u. Juan Camilo Conde-Silvestre (Hgg.): The Handbook of Historical Sociolinguistics, Chichester, West Sussex [u. a.], S. 307–331.
- Klann-Delius, Gisela 2005: Sprache und Geschlecht. Eine Einführung, Stuttgart.
- Klettke-Mengel, Ingeborg ²1976: Die Sprache in Fürstenbriefen der Reformationszeit, untersucht am Briefwechsel Albrechts von Preußen und Elisabeths von Braunschweig-Lüneburg, Köln.
- Klingner, Jens 2016: *dan so vel ich er farre, so vel schrib ich dir*. Die Edition der Korrespondenz Herzogin Elisabeths von Sachsen, in: Martina Schattkowsky (Hg.): Frauen und Reformation. Handlungsfelder – Rollenmuster – Engagement, Leipzig, S. 55–86.
- Knoop, Ulrich 1988: Von einer verstehbaren zur richtigen Sprache. Zum sprachhistorischen Vorurteil über die Sprache vor 1700, in: Norbert Oellers (Hg.): Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie: Selbstbestimmung und Anpassung, Vorträge des Germanistentages Berlin 1987, Bd. 2, Tübingen, S. 401–408.
- Koch, Carl 1909: Die Sprache der Magdalena und des Balthasar Paumgartner in ihrem Briefwechsel. Zur Geschichte der Nürnberger Mundart und zur nhd. Schriftsprache im 16. Jahrhundert, in: Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum, Jg. 1909, S. 151–194.
- 1920: Die Sprache der Magdalena und des Balthasar Paumgartner in ihrem Briefwechsel. Zur Geschichte der Nürnberger Mundart und zur nhd. Schriftsprache im 16. Jahrhundert. II. Tl.: Die Konsonanten, in: Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum, Jg. 1917, S. 77–93.
- Koch, Peter u. Wulf Oesterreicher 1985: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, in: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15–43.
- Koller, Gerhard 1989: Der Schreibusus Albrecht Dürers. Graphematische Untersuchungen zum Nürnberger Frühneuhochdeutschen, Stuttgart.

- Kotthoff, Helga 2005: Angewandte linguistische Gender-Forschung, in: Ulrich Ammon [u. a.] (Hgg.): *Soziolinguistik*, Bd. 3, Berlin u. New York, S. 2494–2523.
- 2012: ›Indexing gender‹ unter weiblichen Jugendlichen in privaten Telefongesprächen, in: Susanne Günthner, Dagmar Hüpper u. Constanze Spieß (Hgg.): *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, Berlin, S. 251–286.
- u. Damaris Nübling 2018: *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*, Tübingen.
- Kruse, Britta Juliane 2007: *Witwen. Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin.
- Labov, William 2001: *Principles of linguistic change*, Vol. 2: *Social Factors*, Malden (Mass).
- Lexer, Matthias 1862: Über die Sprache Ulman Stromers, in: *Die Chroniken der fränkischen Städte, Nürnberg u. Leipzig*, S. 297–312.
- Löffler, Heinrich 1985: *Germanistische Soziolinguistik*, Berlin.
- Loose, Wilhelm 1879: *Deutsche Studentenleben in Padua 1575 bis 1578*, in: *Der Königl. Fürsten- und Landesschule in Meissen zur Einweihung des neuen Gebäudes am 1. Juli 1879*, Meissen, S. 11–43.
- 1880: *Briefe eines Leipziger Studenten aus den Jahren 1572 bis 1574*, Meissen.
- Lühr, Rosemarie 2018: *Phonologie und Dialekt im 16., 17. und 18. Jahrhundert*, in: Rosemarie Lühr [u. a.] (Hgg.): *Genderspezifisch in thüringischen Fürstinnenkorrespondenzen der Frühen Neuzeit. Korpusphilologische Studien*, Hamburg, S. 87–174.
- Marwedel, Günter 1973: *Untersuchungen zur Phonematik des Vokalsystems Nürnberger Fastnachtspiele. Ein Beitrag zur Frage ihres sprachgeschichtlichen Quellenwerts*, Bd. 1–2, Dissertation, Universität Hamburg.
- Merkel, Berta 1938: *Die Sprache der Mutter Goethes. Ein Beitrag zur Geschichte der rheinischen Schriftsprache im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/Main.
- Mihm, Arend 2001: *Das Aufkommen der hochmittelalterlichen Schreibsprachen im nordwestlichen Sprachraum*, in: Kurt Gärtner [u. a.] (Hgg.): *Skripta, Schreiblandschaften und Standardisierungstendenzen. Urkundensprachen im Grenzbereich von Germania und Romania im 13. und 14. Jahrhundert. Beiträge zum Kolloquium vom 16.–18. September 1998 in Trier*, Trier, S. 563–618.
- 2010: *Mehrsprachigkeit und Sprachdynamik im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, in: Claudine Moulin [u. a.] (Hgg.): *Sprache in der Stadt. Akten der 25. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung*. Luxemburg, 11–13. Oktober 2007, Heidelberg, S. 11–54.
- 2016: *Zur Theorie der vormodernen Orthographien. Straßburger Schreibsysteme als Erkenntnisgrundlage*, in: *Sprachwissenschaft* 41, S. 271–309.
- 2017: *Sprachwandel in der frühen Neuzeit. Augsburg und Köln im Vergleich*, in: Markus Denkler [u. a.] (Hgg.): *Deutsch im 17. Jahrhundert. Studien zu Sprachkontakt, Sprachvariation und Sprachwandel. Gedenkschrift für Jürgen Macha*, Heidelberg, S. 265–320.
- 2019a: *Kulturtransfer und kontaktinduzierter Sprachwandel. Zur Bedeutung der Mehrsprachigkeit in der Nürnberger Stadtgeschichte*, in: Simon Pickl u. Stephan Elspaß (Hgg.): *Historische Soziolinguistik der Stadtsprachen: Kontakt – Variation – Wandel*, Heidelberg, S. 31–63.
- 2019b: *Luthers lingua communissima, der Buchdruck und die sprachgeschichtliche Rolle der Mündlichkeit*, in: *Sprachwissenschaft* 44, S. 279–322.
- Morisawa, Mariko 2020: *Relativsätzeinleitungen in der Nürnberger Stadtsprache aus dem 16. Jahrhundert. Eine historisch-soziologische Analyse*, Berlin [u. a.].

- Moser, Virgil 1929: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1, 1. Hälfte, Heidelberg.
 – 1951: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Bd. 1: Lautlehre, Teil 3.2, Heidelberg.
- Müller, Peter O. 2002: Usus und Varianz in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schreibsprache Nürnbergs, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 30, S. 56–72.
- Multer, Rita 1998: Pädagogische Perspektiven in deutschen Fürstenspiegeln und Erziehungsinstruktionen von Fürstinnen und für Fürstinnen in der Frühen Neuzeit, Dissertation, Universität Eichstätt.
- Nabrings, Kirsten 1981: Sprachliche Varietäten, Tübingen.
- Nerius, Dieter ⁴2007 (Hg.): Deutsche Orthographie. Hildesheim.
- Nolting, Uta 2010: Sprachgebrauch süddeutscher Klosterfrauen des 17. Jahrhunderts, Münster.
- Noordijk, Dirk Gerardus 1925: Untersuchungen auf dem Gebiete der kaiserlichen Kanzleisprache im XV. Jahrhundert, Gouda.
- Ochs, Elinor 1992: Indexing gender, in: Alessandro Duranti u. Charles Goodwin (Hgg.): *Rethinking context*, Cambridge, S. 335–358.
- Opitz, Claudia 1996: Erziehung und Bildung in Frauenklöstern des hohen und späten Mittelalters. 12. bis 15. Jahrhundert, in: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hgg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt/Main, S. 63–77.
- Ozment, Steven E. 1986: Magdalena and Balthasar: an intimate portrait of life in 16th-century Europe revealed in the letters of a Nuremberg husband and wife, New York. Deutsche Übersetzung 1989: Magdalena und Balthasar. Briefwechsel der Eheleute Paumgartner. Aus der Lebenswelt des 16. Jahrhunderts, Frankfurt/Main.
- Paul, Hermann ²⁵2007: *Mittelhochdeutsche Grammatik*, bearbeitet von Thomas Klein [u. a.], Tübingen.
- Pfeiffer, Gerhard 1982 (Hg.): Nürnberg. Geschichte einer europäischen Stadt, München.
- Pfotenhauer, Bettina 2016: Nürnberg und Venedig im Austausch. Menschen, Güter und Wissen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Regensburg.
- Prutscher, Daniela u. Henry Seidel 2012: Mehrebenenannotation frühneuzeitlicher Fürstenkorrespondenzen – ein Arbeitsbericht, in: Gisela Brandt (Hg.): *Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs*, Bd. 10, Stuttgart, S. 109–124.
- Reichmann, Oskar u. Klaus-Peter Wegera 1993 (Hg.): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*, Tübingen.
- Reiffenstein, Ingo 2000: Frauenbriefe des 18. Jahrhunderts als sprachgeschichtliche Quellen, in: Irmhild Barz [u. a.] (Hgg.): *Sprachgeschichte als Textsortengeschichte*. Festschrift für Gottfried Lerchner. Frankfurt/Main, S. 281–296.
- ²2003: Aspekte einer Sprachgeschichte des Bairisch-Österreichischen bis zum Beginn der frühen Neuzeit, in: Werner Besch [u. a.] (Hgg.): *Sprachgeschichte*. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. 3, Berlin u. New York, S. 2889–2942.
- 2009: Sprachvariation im 18. Jahrhundert. Die Briefe der Familie Mozart, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37, S. 47–80, 203–220.
- Romaine, Suzanne ²2005: *Historical Sociolinguistics / Historische Soziolinguistik*, in: Ulrich Ammon [u. a.] (Hgg.): *Soziolinguistik*, Bd. 2, Berlin u. New York, S. 1696–1703.
- Rössler, Paul 2004a: Graphematische Variation in österreichischen Adelsbriefen des 16. Jahrhunderts, in: Franz Simmler (Hg.): *Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin, 21.–25. Mai 2003, Berlin, S. 311–331.

- 2004b: Graphematische Variation als Gender-Writing? Zum geschlechtsspezifischen Schreibverhalten in österreichischen Adligenbriefen des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Gisela Brandt (Hg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs, Bd. 6, Stuttgart, S. 25–42.
- Russ, Charles V. J. 2002: Mundart und Schriftsprache in den Briefen von Schillers Mutter, in: Peter Wiesinger (Hg.): Akten des 10. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000, Bd. 3, Bern, S. 305–311.
- Samel, Ingrid 2000: Einführung in die feministische Sprachwissenschaft, Berlin.
- Schlobinski, Peter 1997: Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung, Berlin.
- Schmidt, Jürgen Erich u. Joachim Herrgen 2011: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung, Berlin.
- Schoenthal, Gisela 2000: Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch, in: Werner Besch [u. a.] (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. 2, Berlin u. New York, S. 2064–2100.
- Schricker, Clementine 1887 (Hg.): Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyers und Porträts, Straßburg.
- Schulze, Ursula 1967: Studien zur Orthographie und Lautung der Dentalspiranten s und z im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert, Tübingen.
- Sinner, Carsten 2014: Varietätenlinguistik. Eine Einführung, Tübingen.
- Staehein, Andreas 1995: Das Ehepaar Anna Maria Falkner und Johann Rudolf Wettstein im Spiegel seiner Briefe, in: Heide Wunder (Hg.): Eine Stadt der Frauen. Studien und Quellen zur Geschichte der Baslerinnen im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit (13.–17. Jahrhundert), Basel.
- Stauber, Reinhard 2000: Nürnberg und Italien in der Renaissance, in: Helmut Neuhaus (Hg.): Nürnberg. Eine europäische Stadt in Mittelalter und Neuzeit, Nürnberg, S. 123–149.
- Steinhausen, Georg (Hg.) 1895: Briefwechsel Balthasar Paumgartners des Jüngeren mit seiner Gattin Magdalena, geb. Behaim (1582–1598), Tübingen.
- Tauber, Walter 1993: Mundart und Schriftsprache in Bayern (1450–1800). Untersuchungen zur Sprachnorm und Sprachnormierung im Frühneuhochdeutschen, Berlin u. New York.
- Trudgill, Peter 1974: The Social Differentiation of English in Norwich, Cambridge.
- Twilfer, Daniela 2014: Sprachvariation bei Frauen und Männern. Empirische Untersuchungen zur geschlechtspräferierten Lautlichkeit in Norddeutschland, Münster.
- Weisgerber, Leo 1931: Sprache, in: Alfred Vierkandt (Hg.): Handbuch der Soziologie, Stuttgart, S. 592–608.
- Wiesinger, Peter 1995: Die sprachlichen Verhältnisse und der Weg zur allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Andreas Gardt [u. a.] (Hgg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen: Gegenstände, Methoden, Theorien, Tübingen, S. 319–367.
- 2004a: Zur Pragmatik in österreichischen Adligenbriefen des 16. Jahrhunderts am Beispiel von Anrede- und Grußweisen, in: Gisela Brandt (Hg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs, Bd. 6, Stuttgart, S. 5–24.
- 2004b: Österreichische Adelsbriefe des 16. bis 18. Jahrhunderts als Textsorte. in: Franz Simmler (Hg.): Textsortentypologien und Textallianzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Berlin, S. 289–310.
- 2005: Soziologisches und Linguistisches in Briefen österreichischer Adelige des 16. bis 18. Jahrhunderts, in: Etudes Germaniques 60, S. 353–390.

- 2010: Die Entwicklung des Schreibgebrauchs adeliger Damen aus Österreich vom 16. bis zum 18. Jahrhundert im Kontext des zeitgenössischen Usus, in: Gisela Brandt (Hg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Schreibgebrauchs, Bd. 9, Stuttgart, S. 31–56.
- Zander-Seidel, Jutta 1993: Kleidergesetzgebung und städtische Ordnung. Inhalte, Überwachung und Akzeptanz frühneuzeitlicher Kleiderordnungen, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Jg. 1993, S. 176–188.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.1515/bgsl-2022-0035

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20231201-091140-9

Mihm, A. (2022). Weiblicher und männlicher Sprachhabitus in der frühen Neuzeit: Empirische Distanz und soziosemantische Funktion. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, 144(4), 495-544. <https://doi.org/10.1515/bgsl-2022-0035>

Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFG-geförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.

© 2022 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston. Alle Rechte vorbehalten.